

Münchener Feuilleton

KULTUR · KRITIK · KONTROVERSE

JUNI · NR. 64 · 3.6.–7.7.2017 · www.muenchner-feuilleton.de



Grafik: Uta Pihan

ULRIKE GUÉROT

Triumph, Trikolore, die Ode an die Freude vor dem Louvre nach dem Wahlsieg und eine Fahrt über die Champs-Élysées bei Amtsantritt: Frankreichs jüngster Präsident hat Großes vor und beherrscht die Sprache der Bilder. On attends Macron et puis on démarre, sagte mir ein junger Franzose. Wir warten auf Macron, und dann geht's ab. Schluss mit »Alte Herren«-Politik à la Sarkozy und Hollande, Schluss mit Korruption und Kleptokratie, mit Singer-Songwriterinnen und Frauenaffären im Élysée. Frankreich hat Sehnsucht nach Entstaubung, nach Bewegung und Aufbruch. Ein geschundenes, streikgeplagtes und selbstgequältes Land hat am 7. Mai aufgetatmet und mit ihm ganz Europa. Macron hat in Frankreich in etwa so belebend gewirkt wie eine Ampulle Vitamin B, eine Dosis Energie für den stressgeplagten Körper. Wird es wirken?

Man kann es nur hoffen, aber leicht wird es nicht. Das Bemühen, alles anders zu machen, ist erkennbar: die Hälfte des Kabinetts Frauen, das Gros der Kandidaten für die anstehenden Parlamentswahlen aus der Zivilgesellschaft, von bedeutenden Umweltschützern bis hin zu Nobelpreisträgern in Mathematik. Macron ist Europas Justin Trudeau: because it's 2017! Ab durch die Mitte mit seiner neuen Liste, die von rechts wie links alles einsammelt, was in

Frankreich einen Namen hat und kompetent ist. In der neuen Regierung sind viele, die ein gutes europäisches Adressbuch haben, z.B. die neue Verteidigungsministerin Sylvie Goulard, die zuvor für MoDem – Movement démocrate – im Europäischen Parlament saß; gleich mehrere Minister sprechen fließend Deutsch, z.B. Wirtschaftsminister Bruno Le Maire. Ein Zeichen an Deutschland: Frankreich biegt europäisch ab. Macht Deutschland mit, ist mithin die Frage. Sie wird u. a. am 24. September in Berlin entschieden.

Kaum war nämlich die Erleichterung über den Wahlsieg Macrons verfliegen, wurde von deutscher Seite schon wieder scharf geschossen, vor allem von Seiten der CDU. Von Günther Oettinger bis Volker Kauder erschalle das alte Lied, »Frankreich müsse reformieren«, »keine Eurobonds« oder »keine institutionellen Veränderungen der Eurozone«. Nichts dazugelernt, möchte man meinen, war doch das maßgeblich deutsche (Miss-)Management der Eurokrise für das weitgehend rurale Frankreich einfach nicht passend und dies wiederum einer der Hauptgründe für das Erstarken von Marine Le Pen. Darum ist Macron damit angetreten, dass ein Weiter-so mit Blick auf die Eurozone nicht geht – und Deutschland wird ihm bei dieser zentralen Forderung entgegenkommen

müssen. Merkel hat das bei Macrons Antrittsbesuch in Berlin schon ein klitzekleines bisschen getan; ob ihr die Partei im Wahlkampf dabei folgt, ist die Frage.

Wichtig ist, dass hier nichts Neues verhandelt wird. Was Macron will, ist die Wiedervorlage alter Dokumentenmappen. Bankenunion, Einlagensicherungsfonds, Haushalts- und Fiskalunion oder die Verbesserung der politischen Legitimität der Eurozone, all das steht bereits im 5-Präsidentenbericht der EU vom Dezember 2012. Es ist weder originell noch häretisch. Es steht auch – vielleicht täte es der CDU gut, sich daran zu erinnern – schon im Schäuble-Lamers-Papier von 1994. Es ist nur endlich Zeit, diese Dinge energisch in Angriff zu nehmen. Einen Euro-Finanzminister hat übrigens Wolfgang Schäuble höchstpersönlich in seiner Karlspreisrede 2012 gefordert. Es geht eigentlich nur darum, die Ziererei abzuliegen. Und der Tatsache, nämlich dass der Euro unter gegebenen »Governance«-Strukturen wahrscheinlich nicht mehr lange von Bestand ist – was wirtschaftlich ebenso wie politisch für Deutschland fatal wäre –, konsequent durch eine Reform der Eurozone Rechnung zu tragen.

Das weiß man in Berlin auch in hartgesotenen Kreisen schon lange. Man weiß nur

nicht, wie man es seinem Kinde, in diesem Fall dem deutschen Wähler, sagen soll, dem viel zu lange die Mär von faulen Griechen oder reformunfähigen Franzosen erzählt wurde. Doch die Stimmung dreht sich gerade in Deutschland. Vielen Deutschen wird langsam klar, dass es in Europa womöglich mehr zu verlieren gibt als Geld, wenn es nach den Wahlen keinen Deal mit Macron gibt. Sollte Angela Merkel diesen Stimmungswechsel mit gewohntem Gespür nach der Wahl aufgreifen, dann hat sie eine Chance, in ihrer vierten Amtsperiode, in der sie nichts mehr zu verlieren hat, als Wegbereiterin einer europäischen »Renaissance« in die Geschichtsbücher einzugehen, anstatt als diejenige, die die europapolitische Tradition der Partei von Adenauer und Kohl zu Grabe getragen hat. ||

Ulrike Guérot ist Direktorin des European Democracy Lab an der European School of Governance in Berlin und leitet das Department für Europapolitik und Demokratieforschung an der Donau-Universität Krems.

ULRIKE GUÉROT: DER NEUE BÜRGERKRIEG. DAS OFFENE EUROPA UND SEINE FEINDE
S. Fischer, 2017 | 688 Seiten | 24 Euro

IMPRESSUM SEITE 6



MÜNCHNER
FEUILLETON
Breisacher Str. 4
81667 München
T.: 089 48920971

SPOT 2-3

Außerparlamentarisch dafür!

Europa befindet sich im Wandel. Ein Gespräch mit Anna Schwarzmann und John Friedmann von Pulse of Europe.

FILM SEITE 4-10

Bewegte Jugend

Das 35. Münchner Filmfest hat die Marschrichtung »Youth on the Move« ausgegeben. Die deutschen Festivalbeiträge suchen ihr Glück jenseits politischer Zuschreibungen.

MUSIK SEITE 11-15

Echt alt, echt lässig

Die Fehlfarben kommen in die Kammer-spiele und spielen mit Geschichte.

BILDENDE KUNST SEITE 17-20

Instant Instagram für Passanten

Kunst hinter Glas, die sich flüchtigen Blicken oder platten Nasen preisgibt: ein Atelierbesuch als Schaufenster-Spaziergang.

MÜNCHNER KÖPFE & BÜHNE SEITE 22-28

Abschied und Neubeginn: George Podt und Dagmar Schmidt verabschieden sich vom Theater der Jugend, die neue Intendantin Andrea Gronemeyer stellt ihr Programm vor.

LITERATUR SEITE 29-31

»Wir haben ein Recht auf Verrücktheit!«

Die israelische Schriftstellerin Mira Magén im Gespräch über ihr neues Buch und die Zerrissenheit der Gesellschaft, die sich in ihrer eigenen Familie spiegelt.

|| Schon abonniert? www.muenchner-feuilleton.de ||

Narzisstische Kränkung

Der US-Politologe Jason Brennan will die Demokratie retten, indem er das allgemeine Wahlrecht beschneidet. Er plädiert für eine »Epistokratie«, die Herrschaft der Klugen. Sie würde das Gegenteil bewirken.

GEORG ETSCHKEIT

Das allgemeine und gleiche Wahlrecht gehört zum Grundbestand einer modernen Demokratie. So lange ist es ja noch nicht her, dass dieses Recht auf Teilhabe eines jeden Staatsbürgers an der Macht mit großen Opfern erkämpft wurde. Erstmals formuliert wurde es in der amerikanischen Verfassung von 1787; in Europa verhalf ihm die Französische Revolution zum Durchbruch. Doch wirklich umgesetzt für alle, unabhängig von Herkunft, Vermögen und Geschlecht, wurde es erst nach und nach. Die USA beseitigten 1920 die letzten Einschränkungen des Wahlrechts, Großbritannien, die älteste Demokratie der Welt, folgte 1928; in Frankreich, das die Mutter aller Revolutionen hervorbrachte, existiert ein Wahlrecht ohne Abstriche sogar erst seit Ende des Zweiten Weltkrieges. Vom Schweizer Kanton Appenzell Innerrhoden, der 1990 (!) Frauen ein kantonales Wahlrecht zugestand, ganz abgesehen.

Seit kurzer Zeit mehren sich die Stimmen, interessanterweise vor allem aus dem linken bzw. linksliberalen Lager, das Rad der Geschichte gewissermaßen wieder zurückzudrehen. Die Erfolge der sogenannten Rechtspopulisten, der unerwartete Wahlsieg Donald Trumps, der Brexit, der Griff Marine Le Pens nach der Macht im Pariser Elysée-Palast lassen auch intelligente Köpfe von erneuten Beschränkungen des allgemeinen Wahlrechts schwadronieren. Da doch offenbar viele Menschen so unklug seien und nicht wüssten, wo sie zum Wohle aller ihr Kreuzchen zu setzen hätten, sollte man da nicht das Wahlrecht von einer Art Bildungszensus abhängig machen? Epistokratie, die Herrschaft der Weisen, der angeblich Vernünftigen, nennt sich diese Variante der Herrschaft, neben der Aristokratie, der Monarchie oder der Demokratie.

Der US-Politologe Jason Brennan, Professor an der renommierten Georgetown University, hat dazu ein dickes Buch vorgelegt. Brennan ist Anhänger einer Epistokratie. Wie ein Mantra durchzieht seine Analyse die immer gleiche Feststellung: Die meisten Menschen verstünden wenig bis nichts von Politik, sie seien falsch informiert und außerstande, sich eine richtige Meinung zu bilden, sie folgten tribalistischen Reflexen, trafen an der Wahlurne irrationale Entscheidungen. Ergo: Man müsse darüber nachdenken, diese Menschen von der Verantwortung für das Staatsganze auszuschließen.

Mit dem, was für ihn die »richtige« politische Meinung ist, hält Brennan nicht hinter dem Berg. Information ändere die politischen Präferenzen, schreibt Brennan. Die »besser informierten« befürworteten den Freihandel und lehnten den Protektionismus ab, sie seien für das Recht auf Abtreibung, für Steuererhöhungen zum Abbau der Staatsschulden, sie lehnten harte Strafen für Gesetzesverstöße und eine aggressive Militärpolitik ab, dito das Schulgebet und bekennt sich zu »positiven Diskriminierungsmaßnahmen«, der berühmt-berüchtigten »affirmative action«, also der vorausseilenden Förderung

benachteiligter Minderheiten. Das ist der ganze Katalog demokratischer US-Politik, sozusagen ein Anti-Trump-Manifest. Honi soit qui mal y pense.

Brennan versucht dies alles mit sophistischen Übungen in praktischer Logik und zahlreichen Literaturverweisen zu untermauern. Dass er immer wieder unterstellt, der politische Streit verderbe die Menschen, irritiert. Das Ressentiment gegenüber der Politik als »schmutzigem Geschäft« kennt man eigentlich aus anderen Milieus. Konkret wird Brennan erst im letzten Drittel seiner »Streitschrift«. Dort listet er einige Möglichkeiten auf, wie man den Gedanken der Epistokratie in praktische Politik überführen könnte. Er diskutiert die Variante, das Wahlrecht vom Bestehen einer »Wählerzulassungsprüfung« abhängig zu machen, wobei er selbst die damit unweigerlich verbundenen Gefahren der Manipulation erwähnt, er verweist auf die Möglichkeit eines Pluralstimmensystems, wonach jeder Bürger eine Stimme besäße und durch den Nachweis bestimmter Kompetenzen weitere Stimmen erwerben könne. Eine weitere Variante wäre nach Brennan, einem allgemein und frei gewählten Parlament einen »epistokratischen Rat« mit Vetorecht zur Seite zu stellen. Der sei für alle Bürger zugänglich, die vorher eine »Kompetenzprüfung« bestanden hätten und könne »in einem großen Land potenziell hunderte Millionen Mitglieder haben«. Falls das kein Übersetzungsfehler ist, sollte man Brennan vielleicht selbst einen Aufbaukurs in Sachen Kompetenz empfehlen.

Brennan legt die Axt an die Wurzeln der Demokratie, die er zu verteidigen vorgibt. Dabei reicht die Tiefenschärfe seiner

Analyse nicht allzu weit. Denn eigentlich leben wir ja längst in einer Art Epistokratie. In Wahlen entscheiden sich die meisten Menschen nur für eine grobe politische Richtung oder votieren für Personen, die ihnen sympathisch sind, die »ihre« Sprache sprechen. Das politische Tagesgeschäft wird dann von hoch spezialisierten Berufspolitikern und einem Heer von Experten und Lobbyisten bestritten. Wirklich um »Sachpolitik« geht es in Deutschland etwa bei Bürgervoten oder Volksentscheiden auf lokaler und Landesebene. Und hier fallen oft sehr gut nachvollziehbare Entscheidungen, die im Allgemeinen für die Informiertheit und politische Reife der Bürger sprechen.

Brennans Buch ist eine Nabelschau der linksbürgerlichen Eliten, Zeugnis einer schweren narzisstischen Kränkung infolge der Wahl Donald Trumps, die niemand für möglich gehalten hätte. Hier soll keine Lanze für Trumps erratische, vielleicht gar gefährliche Präsidentschaft gebrochen werden, die womöglich schneller zu Ende sein könnte als gedacht. Doch in einer Demokratie ist es eben so, dass mal die eine, mal die andere Seite mit den Zähnen knirscht und die Faust in der Tasche ballt, zumindest bis zur nächsten Wahl, bei der wieder alles möglich ist. Der Versuch, bestimmte Gruppen, vielleicht sogar die Bevölkerungsmehrheit von der zumindest gefühlten Teilhabe an der Macht auszuschließen, würde über kurz oder lang zu einer revolutionären Situation führen, mit all ihren unabwägbar Folgen. Statt weniger gebildeten Menschen arrogant das Wahlrecht abzusprechen, sollten Wissenschaftler wie Brennan lieber darüber nachdenken, wie man die ungeheure Bildungs- und Wohlstandslücke schließen könnte, die viele Demokratien vor eine Zerreißprobe stellt.

Im Übrigen irrt Brennan, wenn er meint, gebildete und aufgeklärte Menschen tendierten quasi automatisch zu einer linksliberalen Politik. Der Autor dieser Zeilen verfügt über Abitur (leider nur aus dem einst »roten« Hessen), ein Hochschuldiplom und eine Berufsausbildung in einem renommierten Presseunternehmen. Er liest regelmäßig Zeitungen und Bücher, informiert sich im Netz und schreibt für angesehene Publikationen wie das »Münchner Feuilleton«. Trotzdem hält er offene Grenzen für einen Fehler, das Modell des Nationalstaates für alles andere als erledigt, er ist gegen schrankenlosen Freihandel, hält wirksame Strafen bei Gesetzesverstößen nicht für obsolet und glaubt, dass jede Form von Diskriminierung, auch die »positive«, im Grundsatz abzulehnen ist. ||



JASON BRENNAN: GEGEN DEMOKRATIE. WARUM WIR DIE POLITIK NICHT DEN UNVERNÜFTIGSTEN ÜBERLASSEN DÜRFEN
Aus dem Amerikanischen von Stephan Gebauer
Ullstein, 2017 | 464 Seiten | 24 Euro

Der Schein als Wirklichkeit

RALF DOMBROWSKI

Es ist ein Wandel, keine Krise. Er ist nicht neu, aber grundlegend, weil er das spätestens seit dem Zweiten Weltkrieg weitgehend kritiklos hingenommene Herrschaftsmodell der Demokratie auf seine zeitgemäße Funktionalität befragt. Für Ingolfur Blühdorn, Professor für politische Soziologie an der Universität im englischen Bath, leben wir in einer Ära der simulativen Demokratie, in der die gesellschaftlichen Vorstellungswelten und Realitäten nicht übereinstimmen, aber weiterhin als normativ behauptet werden. Das führt zu Widersprüchen, in der Politik selbst, aber auch im Lebensgefühl. Sie verunsichern die Menschen, da sie einerseits Teil der Entwicklung sind, ihr aber auch trotz der Möglichkeit von Partizipation tatenlos gegenüberstehen: »Im fortschreitenden Prozess der Modernisierung ist das zentrale Fundament, auf dem die Demokratie unverzichtbar beruht, nämlich die modernistische Norm des autonomen und identitären Subjekts brüchig geworden. Der emanzipatorische Impuls hat ihre normative Kraft relativiert, und genau dies löst die Veränderungsprozesse aus, die von vielen Seiten als Krise wahrgenommen werden und die Anlass zur der Prophezeiung gegeben haben, das Ende der Demokratie stünde unmittelbar bevor. Tatsächlich ist aber ein solches Ende der Demokratie nicht abzusehen, in modernen Konsumentendemokratien erleben wir vielmehr einen grundlegenden Formenwandel der Demokratie.«

Will heißen: Der demokratische Mensch handelt anders, als er redet. Und das macht er in einer Gesellschaft, die anderes verlangt, als sie offiziell fordert. In den Siebzigern, der Hochphase der partizipatorischen Revolution, bedeutete etwa Selbst-



Demokratie hat es schwer, weil ihr die Wirklichkeit abhandenkommt. Ingolfur Blühdorn erklärt einige Mechanismen, die dahinterstecken.

bestimmung noch Selbstbestimmung entgegen einer herrschenden Gesellschaft. Inzwischen findet sie innerhalb des Marktes statt. Eine mobile, flexible Identität wird statt bürgerlicher Stabilität verlangt. Damit ändern sich die Erwartungen an Souveränität. Es kommt zu einer Emanzipation zweiter Ordnung, der Befreiung von der Verpflichtung zur Mündigkeit, die bereits innerhalb des Marktes an der Kasse abgegeben wurde. Freiheit und Gleichheit wiederum sind antagonistische Prinzipien, die im Wachstum der Nachkriegsjahre vorläufig aufgehoben waren, nun aber wieder als Gegenspieler agieren. Denn Konsum als Selbstverwirklichung ist nur möglich, indem den anderen etwas abgeschnitten wird. So hat die repräsentative Demokratie Probleme, weil sich die Vielfalt der Interessen nicht mehr abbilden lässt. Und die egalitäre Demokratie hat Probleme, weil Umverteilung eigentlich nicht gefragt ist. Das führt zu Demokratieskepsis einerseits und hohen Erwartungen an die Demokratie auf der anderen Seite. Will man aber demokratische Werte unter diesen Voraussetzungen erlebbar machen, ohne egalitäre Normen aufzugeben, bleiben nur Inszenierungen, Simulationsdiskurse. Sie sind, laut Blühdorn, keine Lösung. Aber sie erklären viele verborgene Mechanismen, nach denen die Politik der Gegenwart abläuft – Verstehen als Mittel gegen das Flunkern der Simulation. ||

INGOLFUR BLÜHDORN: SIMULATIVE DEMOKRATIE. POLITIK NACH DER POSTDEMOKRATISCHEN WENDE
edition suhrkamp, 2013 | 304 Seiten | 20 Euro

Außerparlamentarisch dafür!

Endlich einmal nicht gegen etwas, sondern ausdrücklich für etwas auf die Straße gehen! Die Idee, für die sich Pulse of Europe Anfang des Jahres in Bewegung gesetzt hat – in mittlerweile 123 Städten und 19 Ländern –, ist der europäische Gedanke. Warum lohnt sich der Einsatz dafür, fragten wir zwei der Münchner Aktivisten.

Man fühlt sich an die Dynamik der APO, an das Woodstock-Feeling der großen gemeinschaftlichen Ideen der 60er und 70er-Jahre erinnert, wenn man hört, was Anna Schwarzmann und John Friedmann von der Münchner Gruppe von Pulse of Europe erzählen. Außerparlamentarisch sind auch sie, aber sie sehen sich nicht als Opposition: Die 32-jährige Rechtsanwältin Anna Schwarzmann, in einer Münchner Kanzlei für Kartellrecht zuständig, sprüht vor Energie. Sie und der Schauspieler John Friedmann (geboren 1971), der nicht weniger leidenschaftlich sprudelt, erzählen von den Anfängen und Perspektiven der Initiative Pulse of Europe (PoE). Wir wollten wissen, was die beiden – stellvertretend für Hunderte von Aktivisten in ganz Europa – antreibt.

MF: Was hat den Anstoß zu der Initiative in München gegeben?

Anna Schwarzmann: Das letzte Jahr hat da viel ausgelöst. In Europa ist nichts mehr, wie es war. Die gesellschaftlichen Gewichtungen verschieben sich. Das Frankfurter Ehepaar Daniel und Sabine Röder sagte im Herbst letzten Jahres: So kann es nicht weitergehen. Im November organisierten sie eine Testdemonstration in Frankfurt, ab Januar fand sie regelmäßig statt. In München gibt es seit Mitte Februar 2017 jeden Sonntag PoE-Demonstrationen. Bei Pulse of Europe trifft man nicht die klassischen Demonstranten, sondern auch Leute, die bisher nie auf die Straße gegangen sind. Wir hatten alle unabhängig davon erfahren und waren im selben Moment davon begeistert, das auch in München zu machen. München war dann eine der ersten Städte, die dabei waren.



John Friedmann und Anna Schwarzmann von Pulse of Europe, München
© CP (3)

John Friedmann: Man musste was machen, nach Trump und Brexit, Pegida und AfD, und da war PoE der ideale Anknüpfungspunkt. Wir sind ganz nah dran am Zeitgeschehen und können daran mitwirken. Wenn uns vor ein paar Monaten jemand gesagt hätte, dass die Franzosen einen Proeuropäer wählen würden, hätte das ja keiner geglaubt. Jede Bewegung erzeugt eine Gegenbewegung. Nach dem Brexit und dem Phänomen Trump wurde vielen Menschen klar, dass Rechtsstaatlichkeit, Demokratie, Freizügigkeit und Menschenrechte absolut schützenswerte Werte sind. Es gab lange keine leidenschaftlichen Fürsprecher für Europa in der Politik. Leute, die Kleinigkeiten kritisiert haben, haben sich Gehör verschafft. PoE holt die Themenhoheit zurück. Die Aufgaben sind konkreter geworden. Wenn man sich anschaut, was die Flüchtlingsbewegungen 2015 allein in der Münchner Bürgerschaft bewirkt haben – das gab es vorher nie. Die Menschen merken: Die Welt ist ein Dorf geworden, und man kann sich nicht einmauern. In Rumänien gehen Zehntausende auf die Straße, da kriege ich eine Gänsehaut.

MF: Macron hat die Wahl in Frankreich gewonnen. Was heißt das für PoE?

JF: Wenn Deutschland und Frankreich sich proeuropäisch verhalten, hat das eine große Bedeutung. Es gibt so etwas wie historische Zeitfenster, und mit diesen zwei großen proeuropäischen Nationen kann man jetzt etwas bewegen. Die Frage ist: Muss man Europa neu bauen? In unterschiedlichen Geschwindigkeiten, ohne jemanden auszuschließen? Wir als PoE sehen uns als Antreiber, Aufwecker, Anwalt für Europa. Was Greenpeace für die Umwelt ist und Amnesty International für die Menschenrechte, könnte PoE für die europäische Idee sein. Ein Schutzpatron, ohne eine Partei zu sein. Wir bieten keine Antworten, wir fordern sie bei den Politikern ein.

AS: Wir wollen von den Politikern wissen: Für was genau steht Ihr? Wir fordern Transparenz, wir wollen wissen, was wir wählen, wenn wir Euch wählen.

MF: Kann oder will Pulse of Europe eine Partei werden?

JF: Nein, wir streben nicht an, eine Partei zu werden.

MF: Hat Dauermobilisierung ohne konkrete politische Inhalte eine reale Chance?

JF: Ja, absolut. Wenn wir als Vergleich nehmen, was der Unterschied ist zwischen den Grünen und Greenpeace, dann wird unser Ansatz vielleicht deutlicher: Greenpeace steht für Umweltthemen, mit denen sich auch ein erzkonservativer CSUler identifizieren kann, der aber nie die Grünen wählen würde. Wir fordern Antworten von den Politikern, aber wir sagen nicht, wie es gehen muss. Überbietet Euch bitte mit Antworten für Europa! In den letzten Jahren gab es sehr viel theoretisches Europa, aber es gab nicht das emotionale Europa. Den europäischen Pulsschlag hat mir nie jemand vermittelt. Den spüre ich erst jetzt.

MF: Liegt darin das Neue? Die Emotionalität? Abseits von EU-Normen für Gurkenlängen?

AS: Die positiven Aspekte der europäischen Idee sind in den letzten Jahren viel zu kurz gekommen. Dafür haben sich alle immer über unsinnige EU-DIN-Verordnungen aufgeregt. Einerseits zu Recht – aber andererseits muss man doch auch sagen: Wie gut muss es uns gehen, dass wir uns über eine Gur-



kenverordnung so aufregen können? Das letzte Jahr hat uns gezeigt, was wir für eine großartige Basis haben, für die es sich einzutreten lohnt.

JF: Was in den letzten Jahren fehlte, war ein leidenschaftlicher Fürsprecher für Europa. Frau Merkel macht das gut, aber eben auch sehr sachlich. Das Gefühl, was die europäische Gemeinschaft ausmacht, blieb da auf der Strecke. Das bringen wir ins Spiel. Viele Leute haben Kleinigkeiten so plakativ kritisiert, dass sie in den Köpfen vieler Menschen hängen geblieben sind. Wir bringen die positiven Seiten auf den Tisch. Europa ist ein Gefühl, das für viele positive Werte steht. Die Wertigkeiten werden deutlicher, wenn sie gefährdet oder ganz weg sind. Wie Grenzkontrollen. Erst wenn die Grenzen nicht mehr offen sind, merkt man, was man verloren hat: im schlimmsten Fall die Freiheit.

MF: Muss man Angst haben, dass PoE jetzt die Luft ausgeht?

JF: In Zukunft machen wir die Demos monatlich. Aber die Thematik, die Brisanz wird bleiben. Wir werden weiterhin sichtbar sein und als Sprachrohr wirken.

AS: Wir fahren die Demos runter und einzelne Kampagnen fahren wir hoch. Was wir genau planen, wird noch nicht verraten. Überraschung!

JF: Nach meiner Einschätzung sind wir im Moment bei zehn Prozent von dem, was wir machen wollen. Da ist noch so viel Luft nach oben! Wir feiern eine große Party, die alle möglichen Menschen integriert. Damit PoE seinen Charme bewahrt, arbeiten wir an größeren Rädern: Völkerverständigung hat nichts mit kleingeistigem Hickhack zu tun. Europäische Solidarität ist eine Herausforderung, der wir uns stellen. Das kann täglich gelebt werden.

MF: Wäre denn da nicht eine erste konkrete Forderung ein Interrail-Ticket für jeden zum 18. Geburtstag?

AS: Wir plaudern jetzt nicht aus dem Nähkästchen (schmunzelt), aber wir haben ganz konkrete Ideen, die wir bald umsetzen wollen. Eine Videokampagne mit prominenten Pulse-of-Europe-Testimonials soll dem »Puls« ein Gesicht geben. Im Moment sind wir in einer Übergangsphase. Wir werden sehen, wohin uns der Weg führt.

MF: Pulse of Europe versteht sich als Leuchtturm. Vielleicht wird es ja sogar ein Prüforgan?

JF: (lacht) Na ja, wir sind jetzt nicht der Europa-TÜV.

MF: Vielleicht ja doch? Es wäre doch sehr sinnvoll, wenn der Einfluss größer würde.

JS: Wir haben Leute im Team, die sich auch bei »Stand up for Europe« engagieren. Diese Organisation hat ein konkretes politisches Programm und behält es sich vor, bei den Wahlen für das Europäische Parlament als Partei anzutreten. Das ist ein unglaublich aufwendiger Prozess. Als Bewegung können wir dagegen viel schneller und extrem niederschwellig aktiv werden, und das ist unser großer Vorteil. Keine Vereinsstrukturen, sondern höchst bewegliche Module.

MF: Was sagen Ihre Eltern zu Ihrem Engagement?

JF: Mein Vater lebt in Amerika und weiß, worauf man in den USA verzichten muss. Er findet PoE super. Mein Vater ist Deutscher, mein Opa Franzose, meine Oma war Italienerin. Man muss aber keine multieuropäischen Wurzeln haben, um Europäer zu sein. Ich sage immer: Die Bayern – ich mag die sehr gern, hier bin ich groß geworden. Sie sind klug, hinterfotzig, und zum großen Teil ein sehr gut aussehender Teil von Deutschland. Und warum? Weil alle hier durchmarschiert sind: die Schweden, die Franzosen, natürlich die Römer. Alle haben hier ihre Gene hinterlassen, und deshalb sind die Bayern per se schon seit Jahrhunderten ein guter, bunter Mix. Die Idee vom »deutschen Nationalstaat« ist vor diesem Hintergrund total absurd.

AS: Meine Eltern sind stolz, unterstützen mich sehr und demonstrieren nicht nur immer mit, obwohl sie nicht mehr die Jüngsten sind, sondern tragen PoE in ihren Alltag und bringen auch jedes Mal Freunde und Bekannte mit. Meine Eltern bei den Demos in der ersten Reihe fahnschwenkend zu sehen, freut mich von Herzen und berührt mich jedes Mal zutiefst.

MF: Wie sieht Europa idealerweise in den nächsten fünf bis zehn Jahren aus?

JF: Europa wird noch mehr als bisher ein Leuchtturm für die Welt. Hier haben Menschenrechte, Meinungsfreiheit und Freizügigkeit einen Stellenwert wie nirgendwo sonst in der Welt. Vielleicht wird es ein »Europa der Regionen« geben, das mit dem bisherigen Verständnis von Nationalstaaten nichts mehr zu tun hat.

AS: Wir wollen mehr Bürgernähe. Deshalb haben wir das offene Mikro, vor dem jeder drei Minuten lang seine Meinung sagen kann. Die schweigende Mehrheit kann sich bei PoE den Raum zurückerobern – für Europa. Den Menschen, die zu uns kommen, wird zunehmend klar, dass konstruktive Eigeninitiative ein Hauptmerkmal der Demokratie ist. Das motiviert, begeistert und macht uns glücklich. Insieme! ||

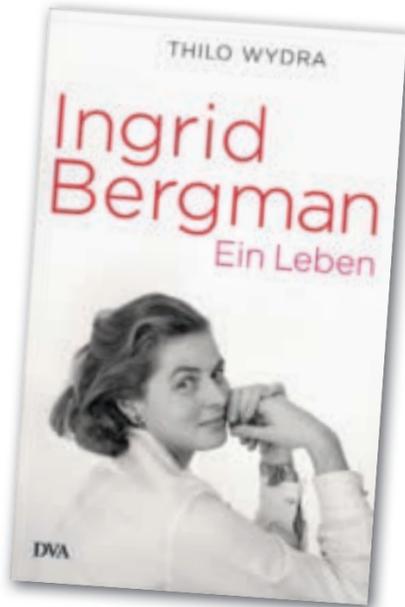
INTERVIEW: CHRISTIANE PFAU, GISELA FICHTL



KUNDGEBUNGEN JEDEN ERSTEN SONNTAG IM MONAT
14 Uhr | Max-Joseph-Platz | www.pulseofeurope.eu

Die Zerrissenheit,

In seiner Biografie »Ingrid Bergman. Ein Leben« zeichnet der Münchner Filmjournalist Thilo Wydra ein zeitgemäßes Bild der schwedischen Schauspiel-Ikone, die zwar auf der ganzen Welt zu Hause, doch zeitlebens auf der Suche nach sich selbst war.



ihr Antrieb

Herr Wydra, Sie haben es ja mit den schönen Frauen. Nach Biografien zu Romy Schneider und Grace Kelly haben Sie sich nun umfassend mit Ingrid Bergman beschäftigt. Was fasziniert Sie persönlich an dieser Grande Dame?

Ich denke da an einen schönen Satz, den mir Margarethe von Trotta, über die ich ebenfalls ein Buch geschrieben habe, in einer Veranstaltung im Filmmuseum München gesagt hat: »Ich suche mir die Themen und die Stoffe nicht aus, sondern die Themen und die Stoffe suchen mich aus.« Es gibt also Dinge, die mich jahrelang interessieren, die ich mit mir im Stillen herumtrage und bei denen man oft noch gar nicht weiß, ob da jemals etwas dazu entsteht. Im Falle von Ingrid Bergman war es aber in der Tat eine konkrete Anfrage des Verlags.

Für Ihre Arbeit haben Sie Zugang zum berühmten Ingrid-Bergman-Archiv in der Wesleyan University in Middletown, Connecticut erhalten. Wie haben Sie das geschafft? Schließlich waren die drei Bergman-Töchter zuerst nicht besonders angetan von Ihrem Vorhaben.

Anfangs war es fast genauso schwierig wie mit der Grimaldi-Familie in Monaco für mein Grace-Kelly-Buch. Denn so gut wie alle Bergman-Kinder leben hermetisch abgeschottet: Sie wünschen überhaupt keinen Kontakt zu Journalisten, Biografen oder Autoren. Ich hatte also auch bei ihnen an die Tür geklopft – und es kam mir nur Ablehnung entgegen. Durch das Engagement einiger Münchner Freunde ist es mir dann gelungen, an Liv Ullmann und an Pia Lindström, die älteste Bergman-Tochter, in New York heranzukommen. Beide riefen im Anschluss Isabella Rossellini an. Alles lief später gut zusammen – und inzwischen sind wir miteinander befreundet. Aber für Biografien braucht man auf jeden Fall einen langen Atem, gerade wenn es noch viele Familienmitglieder gibt.

Zudem konnten Sie dort exklusiv viele ihrer privaten Foto- und Filmaufnahmen einsehen. Ingrid Bergman war eine passionierte Hobbyfotografin und hinterließ obendrein zahlreiche Home-Movies.

Wo man sie oft als strahlende Mutter sieht, was nicht ganz zu dem damals von ihr kolportierten Bild einer Karrieristin passen mag.

Ingrid Bergman war tatsächlich recht selten für ihre Kinder da. Ihre Tochter Pia erzählte mir davon mit Tränen in den Augen: »Wir litten alle darunter, dass sie so oft weg war.« Bei ihr waren es ganze acht Jahre, die sie ihre Mutter, den weiblichen Superstar der 1940er und 1950er Jahre, nicht sehen konnte.

Ingrid Bergman selbst war früh Vollwaise. Bereits mit dreizehn. Dann wurde sie von Tante zu Tante und Onkel zu Onkel gereicht, die wiederum auch alle der Reihe nach wegstarben. Sie hat also schon in den ersten 20 Jahren ihres Lebens dem Tod sehr häufig ins Gesicht geblickt. Sie war immer auf der Suche, das hatte bei ihr stets auch etwas Melancholisches. Da war immer etwas Gespaltenes, Zerrissenes.

Eine Zerrissenheit, die auch ein Antrieb sein kann.

Das hat mich bei ihr auch ganz klar an Romy Schneider erinnert: Sie konnte einfach nicht leben, solange das rote Kameralicht nicht an war. Das war ihr Lebenselixier! Obwohl Ingrid Bergman innen wie außen von einer ganz anderen Verfassung war, war das Licht der Kamera genauso ihr großer Lebensantrieb.

Sie hat sich zu Tode gelangweilt, wenn sie nicht gearbeitet hat.

Viele sehen in ihr den Prototyp einer emanzipierten Frau.

Eine Feministin war sie sicherlich nicht, sie kannte das Wort nicht einmal, wie mir ihre Tochter Pia in einem Gespräch erklärte. Aber sie war auf jeden Fall eine frühe moderne, sehr freie und selbstbewusste, durch und durch emanzipierte Frau: eine mit Vorbildcharakter, weil sie sich vollkommen freigemacht hat von jeglichen Normen. Mit allen Vorzügen, aber auch Schattenseiten für ihr eigenes Leben. ||

INTERVIEW: SIMON HAUCK

THILO WYDRA: INGRID BERGMAN. EIN LEBEN.

DVA Sachbuch, 2017 | 752 Seiten, mit Abbildungen | 28 Euro

Freundlich an der Oberfläche



Links: Szene aus dem Ballett »La Bayadère«
Rechts: Nikolaus Bachler und Sir Peter Jonas | © KickFilm

Der Dokumentarfilm »Ganz große Oper« will die Münchner Staatsoper in Szene setzen, enttäuscht aber mit biederer Werbefilm-Ästhetik.

CHRISTIANE WECHSELBERGER

Als Leiter der Abteilung XI Kunst und Kultur im Bayerischen Staatsministerium für Bildung und Kultur, Wissenschaft und Kunst ist Ministerialdirigent Toni Schmid nicht nur Herr über Museen und Sammlungen, die Hochschule für Musik und die für Film und Fernsehen, sondern auch über staatliche Theater. Wer in Bayern Intendant oder Museumsdirektor wird, bestimmt de facto Toni Schmid. Nun hat er u.a. mit Fördergeldern des Film Fernseh Fonds Bayern, in dessen Aufsichtsrat er sitzt, einen Dokumentarfilm über die Bayerische Staatsoper gedreht.

»Ganz große Oper« heißt das Ergebnis, von einem großen künstlerischen Wurf kann nur leider nicht die Rede sein. Herausgekommen ist eine filmische Image-

broschüre. Die Ästhetik ist bieder, wie im Schulaufsatz werden die Gewerke des Hauses abgearbeitet. Gerne bedient sich Schmid werbefilmtauglich des Stakkatos klischeehafter Bilder: Kostüme, Besucherinnen in Abendkleidern, Balletttänzerbeine, Kronleuchter, einsame Tütüs. Intendant Nikolaus Bachler kommt ausführlich zu Wort. Genauso wie einige Publikumsliebhaber. Jonas Kaufmann, der »Carmen«-Gassenhauer einen Klang jenseits der abgenudelten Oberfläche entlocken kann, erzählt freundlich Anekdoten über seine Haare und ermuntert die Zuschauer, ruhig ohne Vorkenntnisse in die Oper zu gehen. Ivor Bolton plaudert über die französische Barockoper. Peter Jonas schwärmt von der Kunstsinnigkeit der Mün-

chener, die im 19. Jahrhundert ein Haus mit 2100 Plätzen für 54 000 Einwohner bauten. Wir erfahren, dass Bratschisten gesellig sind und dass Kirill Petrenko sich nicht interviewen lässt. Er hat keine Zeit für so was. Filmen darf man ihn aber schon. Und er scheint Freude an der Arbeit zu haben, macht einen aufgekratzten Eindruck. Ulrich Gärtner, Direktor Kostüm und Maske, behauptet, dass berühmte Sängerinnen nicht in Gewichten gemessen werden, auch nicht in der Schneiderei. Im Malersaal kommt der Werkstättenleiter Mathias Kaschube zu Wort, dabei würde man lieber wissen, wie die namenlose Malerin es macht, die kleine Zeichnung in ihrer Hand auf die große Leinwand am Boden zu übertragen.

Toni Schmid hat die Kameramänner Roland Wagner, Hans Peter Fischer und Ralf Richter überall draufhalten lassen und freundliche Konsensfragen gestellt. Intendant Bachler konstatiert: »Ein Theater ist keine Bürgerinitiative.« Und fährt fort, ein Dichter oder Komponist habe aber schon auch eine kritische Haltung zur Welt. Die fehlt dieser Dokumentation, sie erschöpft sich in enthusiastischer Hofberichterstattung. ||

GANZ GROSSE OPER

Dokumentarfilm | Deutschland 2017
Regie: Toni Schmid | Mit: Nikolaus Bachler, Anja Harteros, Zubin Mehta, Jonas Kaufmann u. a.
88 Minuten | Kinostart: **1. Juni**



Jean-Pierre Léaud (l.) als Ludwig XIV. in Albert Serras Verfilmung | © Grandfilm

MATTHIAS PFEIFFER

Da sitzt nun der ausgeblühte Sonnenkönig. Mit der opulenten Perücke sieht er aus wie eine bizarre Karikatur seiner selbst. Sein Hofstaat spendet ihm immer noch Applaus: Er hat es geschafft Eier zu essen. Bravo! Der absolutistische Herrscher in Albert Serras neuem Film »Der Tod von Ludwig XIV.« hat all seinen Glanz verloren, ist nur noch ein alter Mann in seinen letzten Zügen, dessen Bein vom Wundbrand zerfressen wird.

Große Gesten und Tragik braucht man nun allerdings nicht zu erwarten. Der Film wirkt in seiner Machart eher wie ein nüchterner Tatsachenbericht – wenn auch in der denkbar schönsten Form. Tatsächlich orientiert sich

Albert Serra an den historischen Dokumenten des Schriftstellers Saint-Simon, der am Hof Ludwig XIV. lebte. Gefühlte 80 Prozent der Handlung spielen im Schlafzimmer des todkranken Königs. Der Zuschauer verliert zunehmend das Gefühl, im Kino zu sitzen. Vielmehr meint man, wirklich mit am Bett zu stehen, so sehr fesselt die Kammermusikatmosphäre.

Bevor der Zuschauer nun aber aus dem Kinossessel aufsteht und sich verneigt, macht ihm die großartige Optik wieder klar, dass er eben nur in einem Film sitzt. »Der Tod von Ludwig XIV.« wirkt mit seinen Farben und seiner Belichtung selbst wie ein Barockgemälde,

an dem man sich nicht sattsehen kann. Diese Mischung aus Experiment und Authentizität erzeugt eine seltsame und zugleich anziehende Stimmung, die man so im Kino schon lange nicht mehr gesehen hat.

Das Ganze wird gekrönt von Jean-Pierre Léauds Schauspielleistung. Bekannt wurde er 1959 in der Rolle des 14-jährigen Antoine in François Truffauts »Sie küssten und sie schlugen ihn«, danach war er vor allem als revolutionärer Springinsfeld in den Filmen der Nouvelle Vague unterwegs. Als Ludwig XIV. hinterlässt er sicher einen der bleibendsten Eindrücke seiner Karriere. Und das, obwohl er eigentlich nicht viel tut, die meiste Zeit liegt er. Auch hält er keine große Abschiedsrede. Am intensivsten wird es dann, wenn er nichts sagt. Das Zucken der Wangen, der starre klagende Blick, der mehr von Schmerz, Verlust und Zerfall erzählt als jeder Monolog – Léaud zu beobachten ist ein Ereignis an sich. Sofort fühlen wir uns in diesen Greis hinein, an dem die Zeit, die er geprägt hat, nur noch vorbeifließt. Trotzdem ist er noch der Sonnenkönig, der, auch als er schweißge-

badet aufwacht, sein Wasser im Kristallglas verlangt.

Und natürlich ist er noch die Sonne, um die sich der ganze Hof dreht. Ein Stab an Ärzten, Dienern und Beratern wuselt um ihn herum, sieht in jeder noch so kleinen Geste ein Zeichen der Besserung. Trotzdem beschließt man, einen Quacksalber einzuladen, der dem König widerliches Gebräu verabreicht und Weisheiten wie »Pocken sind wie Rosen, die im Frühling blühen und glücklich sind« zu bieten hat. Auch hier spricht Léauds Mimik wieder Bände.

»Der Tod von Ludwig XIV.« ist ein Meisterwerk. Wenn Léaud den leidgeprüften Blickgen Kamera lenkt und dazu Mozarts Große Messe in c-Moll erklingt, versteht man wieder den Wert des Kinos. ||

DER TOD VON LUDWIG XIV.

Spanien, Frankreich 2016 | Regie: Albert Serra
Mit: Jean-Pierre Léaud, Patrick d'Assunção u.a.
115 Minuten | Kinostart: **29. Juni**

Liebe in Zeiten der Lieblosigkeit



Ruth Negga in Jeff Nichols »Loving« | © Universal

Jeff Nichols erzählt die Geschichte des Ehepaars Loving im gleichnamigen Film.

SOFIA GLASL

Die Lovings sind ein schweigsames Paar. Sie müssen nicht viel sprechen, denn winzige Gesten sagen oft mehr. Etwa wenn Richard beim gemeinsamen Fernsehen den Kopf auf den Schoß seiner Frau Mildred legt, um es sich gemütlich zu machen. Oder wenn sie ihm beim Verlassen des Zimmers noch einen letzten wohlwollenden Blick zuwirft. Sie sind genügsam und wollen kein großes Aufhebens um sich machen. Jeff Nichols setzt mit dieser Zurückhaltung den Grundton für seinen Film »Loving«. Er kommt ohne Melodram oder lange Dialoge aus, beobachtet seine Figuren lieber dabei, wie sie ihr Leben leben. Dass ihnen dabei das Gesetz in die Quere kommt, ist ein Problem, wird sich aber irgendwie lösen lassen. Richard ist Handwerker und geht das pragmatisch an. Wenn die Ehe zwischen Weißen und Afroamerikanern Mitte der sechziger Jahre in ihrem Heimatstaat Virginia unter Strafe steht, wird zum Heiraten eben nach Washington D.C. gefahren, ganz einfach. Doch es folgt eine Odyssee aus Gefängnisarresten und Gerichtsverfahren, die Lovings müssen zwischenzeitlich ins Exil und kämpfen dafür, wieder in ihre Heimatstadt zurückkehren zu dürfen.

Die Ausdauer des Paares angesichts des jahrelangen Kampfes liegt in ihrer Vertrautheit begründet. Zwar scheint Richard Loving sich immer wegzuducken. Den Kopf linkisch zwischen die Schultern geklemmt, blickt er das Gegenüber zugleich fragend und furchtsam an, als wolle er lieber verschwinden.

Doch er ist ein aufrechter Mann. Was er zu sagen hat, formuliert er knapp. Dann ist er jedoch bestimmt und hält sein Wort. Joel Edgerton spielt ihn als grobschlächtigen, aber rechtschaffenen Mann, der sich nicht viel mit Gefühlsduseleien aufhält, sondern die Liebe zu seiner Frau in vermeintlichen Alltäglichkeiten ausdrückt. Ja, er macht seinem Nachnamen alle Ehre, aber eben auf die unscheinbarste, weil uneitelste Weise. Beinahe unbemerkt und von sämtlichen Preisen übersehen ist Joel Edgerton hier die beste Leistung seiner Karriere gelungen. Fast magisch hängt die Zuneigung zwischen den beiden in der Luft. Dies ist allein dem wunderbaren und fein nuancierten Spiel der Hauptdarsteller Ruth Negga und Joel Edgerton zuzuschreiben. Mit leiser Zurückhaltung, aber immer neugierigem Blick spielt Ruth Negga Mildred und verleiht ihr eine freundliche Aufgeschlossenheit, die ein unsichtbares Gegengewicht zu Richards fast abwehrender Menschenscheu gibt. Jeff Nichols gelingt mit »Loving« das Kunststück, ein Biopic nicht mit Pathos aufzuladen, sondern nah an seinen Figuren zu bleiben und sie wieder vom Monument des Widerstands zu dem zu machen, was sie selbst in sich sahen: ein normales Liebespaar. ||

LOVING

USA 2016 | Regie und Drehbuch: Jeff Nichols
Mit: Ruth Negga, Joel Edgerton u.a.
124 Minuten | Kinostart: **15. Juni**

Anzeige

GÄRTNER PLATZ THEATER

**TSCHITTI TSCHITTI
BÄNG BÄNG**

MUSICAL VON DEN SHERMAN-BRÜDERN

DAS MUSICAL-AUTO FLIEGT WIEDER!

PRINZREGENTENTHEATER

11. BIS 18. JUNI 2017

DON GIOVANNI

OPER VON WOLFGANG AMADEUS MOZART

CUVILLIÉSTHEATER

24. JUNI BIS 12. JULI 2017

KARTEN 089 2185 1960

www.gaertnerplatztheater.de

»Ich wäre lieber der Film als dessen Regisseur«

Während das 35. Münchner Filmfest die Marschrichtung »Youth on the Move« ausgegeben hat, scheint der deutsche Film sein Glück eher jenseits des politischen Themenfilms zu suchen. Ein Vorbericht.



Frederike Becht und Frida-Lovisa Hamann in »Die Vierhändige«



Oben: Naomi Achternbusch (vorne) und Clara Schramm in »Blind & hässlich«, unten: Frida-Lovisa Hamann | © Filmfest München (3)

MAXIMILIAN SIPPENAUER

»Baby, Sex muss bezahlbar bleiben.« Solche Sätze lässt man heute eigentlich zu Recht keinem mehr durchgehen. Vielleicht nur noch einem: Klaus Lemke, dem unverbesserlichen Chauvisaurus Rex des deutschen Films. 76 ist der Kultfilmer mittlerweile und daddelt noch immer wie selbstverständlich mit zwei heißen Schnitten – oder wie man das früher nannte – unterm Arm durch das Münchner Univierteil. Lemkes filmische Produktion ist dabei ungebrochen. Wovon auch sein diesjähriger Beitrag zum Filmfest München zeugt: »Making Judith«, ein Hybridfilm und hingerotztes Laienspiel, das einen – lemketypisch – gleichermaßen abstößt wie fasziniert. Abseits der Machofantasien passiert aber etwas. Zunächst nur kaschiert im Off platziert Klaus Lemke eigentümlich melancholische Reflexionen über das Kino und das Filmemachen. Da sagt er etwa: »Ich wäre lieber der Film als dessen Regisseur.« Solche Sätze lassen sich fast leitmotivisch für die diesjährige Auswahl deutscher Filme auf dem Münchner Filmfest lesen, da sich dort entgegen arthousiger Gebärden oder politischem Pathos vor allem eine tiefe Lust an der Unterhaltung herauszukristallisieren scheint.

Diese Tendenz ist dem Filmfest quasi in die DNA geschrieben. In Abgrenzung zur Berlinale bezeichnet es sich gerne als Publikumsfestival, und dem Publikum soll in Zukunft noch mehr geboten werden. Deshalb betont man in München gerade gerne die neue Stardramaturgie. Sophia Coppola, Brian Cranston und Bill Nighy lauten die großen Namen, die für mehr Glamour und internationale Aufmerksamkeit für Deutschlands zweitgrößtes Filmfestival sorgen sollen. Sophia Coppola (»The Virgin Suicides«, »Lost in Translation«), der auch eine Retrospektive gewidmet ist (siehe S. 7), wird mit ihrem aktuellen Film »Die Verführten« Deutschlandpremiere feiern, »Breaking Bad«-Superstar Brian Cranston den CineMerit Award erhalten und der Brite Bill Nighy (»Love Actually«) mit »Ihre beste Stunde« das Festival beenden. Doch neben diesem Starbrimborium gibt es einen anderen Grund, warum das Münchner Filmfest gerade für den deutschen Film eine besondere Relevanz hat, warum hier besonders viele Produktionen einen Verleih finden: So bildet München nämlich in seiner

Reihe Neuer Deutscher Film seit Jahren durch eine gewisse thematische Entspantheit einen sehr aussagekräftigen Querschnitt durch die aktuelle deutsche Kinolandschaft ab und wurde so zu einem recht zuverlässigen Seismografen dafür, welche Themen oder formalen Ansätze das deutsche Kino gerade umtreiben.

Christoph Gröner, Kurator der Reihe Neuer Deutscher Film, holt für diese Festivalsausgabe zwanzig Filme nach München, zwanzig Weltpremieren und, wie er unterstreicht, alle samt Produktionen, denen er auch eine gewisse internationale Strahlkraft zutraut. Augenfällig bereits beim ersten Blick auf das Programm der Reihe ist dessen Diversität. »Es gibt dieses Jahr nicht den einen roten Faden«, so Gröner, »sondern mindestens drei.« Beziehungsfilm, Genrefilm, kreativer Widerstand. Der klassische Sujetfilm dagegen tritt in den Hintergrund. Dafür gibt es durch die Bank jede Menge starke, weibliche Protagonisten.

Die Reihe zum deutschen Film entkoppelt sich damit zunächst einmal vom eigentlichen Filmfest-Motto: »Youth on the Move«. Denn wo in internationalen Produktionen wie Fien Trochs »Home« von Jugendbewegungen erzählt wird, konzentrieren sich die deutschen Filmbeiträge wie »Luft« oder »Blind & hässlich« auf den Umkreis des Intimen und lassen gesamtgesellschaftliche Problembezirke allenfalls indirekt als denjenigen Hintergrund aufleuchten, vor dem das Zwischenmenschliche ausgelotet wird. Überraschend aber ist, dass mit diesem etwas staubigen Etikett des Beziehungsfilms nicht notwendig Schicksalsergebenheit einhergeht. Tom Lass' formidable Komödie »Blind & hässlich« etwa, eine Liebesgeschichte zwischen einer durchgebrannten Abiturientin, die sich blind stellt, und einem selbstmitleidigen Außenseiter mit Überbiss, strotzt nur so vor anarchischer Kraft, und wo die reale Welt dem Märchen in die Quere kommen würde, da lässt Lass im Film die Polizei einfach mal ein Auge zudrücken. Ähnlich wie sein Bruder Jakob, der auf dem 2013er Filmfest mit »Love Steaks« in sämtlichen Kategorien des Nachwuchspreises reüssierte, interessiert sich Lass nicht für ein naturalistisches Rumgeheule, sondern behauptet trotzig eine coolere Welt.

Gröner spricht in diesem Zusammenhang auch von einer »Ermüdung hinsichtlich des didaktischen Themenfilms«, was auch die enorme Zunahme an Produktionen im Bereich des Genrekinos widerspiegelt. Deshalb seien, als zweites Epizentrum der Reihe, dieses Jahr überproportional viele deutsche Horrorfilme oder Thriller vertreten. Überraschend ist auch hier, mit welcher Souveränität mittlerweile trotz der nach wie vor schwierigen finanziellen Umstände inszeniert und an die großen Vorbilder aus Hollywood angeknüpft wird. So überzeugt etwa Oliver Kienles Film »Die Vierhändige«, der mit spektakulärer Kamera die traumatischen Spätfolgen eines Gewaltverbrechens einfängt, als ein sehr düsterer Psychothriller, der in Plot und Ästhetik überzeugend Anleihen an die Arbeiten David Finchers nimmt. Wie schnell dieses Anknüpfen an den US-Genrefilm aber auch schiefe gehen kann, zeigt der Agententhriller »Luna«, wo trotz einiger interessanter Twists in der Geschichte das Gesamtprodukt am Ende doch relativ schnell Richtung Trash wegkippt.

Während sich einerseits eine starke Orientierung am US-Kino beobachten lässt, gibt es zumindest als dritten Schwerpunkt den Versuch, thematisch einer gewissen gesellschaftspolitischen Relevanz nachzukommen. In Irene von Albertis »Der lange Sommer der Theorie« oder Rosa von Praunheims »Überleben in Neukölln« werden politische Diskurse, etwa über die explodierenden Mietpreise in Berlin, nach München importiert und sollen hier in Form von anschließenden Gesprächsrunden unter anderen Vorzeichen diskutiert werden. Für Gröner öffnet sich damit auch eine Klammer in der Reihe Neues Deutsches Kino hin zur großen Retrospektive von Reinhard Hauffs Werk (siehe S. 7). Denn in Hauffs Filmen wie »Messer im Kopf« oder »Stammheim« sei eine thematische Sorge um Solidarität immer mit dem filmischen Anspruch auf Unterhaltung verbunden. ||

FILMFEST MÜNCHEN

22. Juni bis 1. Juli | Termine, Spielzeiten und sonstige Informationen zum Festival unter: www.filmfest-muenchen.de

IMPRESSUM

Herausgeber Münchner Feuilleton UG (haftungsbeschränkt)
Breisacher Straße 4 | 81667 München | Tel.: 089 48920971
info@muenchner-feuilleton.de | www.muenchner-feuilleton.de

Im Gedenken an Helmut Lesch und Klaus v. Welser.

Projektleitung | V.i.S.d.P. Christiane Pfau
Geschäftsführung Ulrich Rogun, Christiane Pfau

Vertrieb Ulrich Rogun

Druckabwicklung Ulenspiegel Druck GmbH & Co. KG | www.ulenspiegeldruck.de

Gestaltung | **Layout** | **Illustrationen** Susanne Gumprich, Monika Huber,

Jürgen Katzenberger, Uta Pihan

Redaktion Thomas Betz, Ralf Dombrowski, Gisela Fichtl, Gabriella Lorenz,

Chris Schinke, Christiane Wechselberger

Online-Redaktion Matthias Pfeiffer

Autoren dieser Ausgabe

Christina Bauer (chb), Thomas Betz (tb), Quirin Brunmeier (qb), Ralf Dombrowski (rd), Georg Etscheit (get), Gisela Fichtl (gf), Cornelia Fiedler (cf), Sofia Glasl (sog), Iseult Grandjean (isg), Ulrike Guérot, Petra Hallmayer (ph), Simon Hauck (sih), Klaus Kalchschmid (klk), Wolf Kampmann (wok), Günter Keil (gük), Thomas Lassonczyk (tl), Sabine Leucht (sl), Gabriella Lorenz (lo), Ingrid Lughofer (lu), Hannes S. Macher (hsm), Ana Maria Michel (amm), Angelika Otto (ano), Christiane Pfau (cp), Matthias Pfeiffer (mat), Chris Schinke (cs), Anna Schürmer (asch), Klaus von Seckendorff (kvs), Maximilian Sippnauer (mas), Silvia Stamm (sst), Anna Steinbauer (ast), Erika Wäcker-Babnik (ew), Dirk Wagner (dwa), Christiane Wechselberger (cw)

Mit Autorennamen gekennzeichnete Artikel geben die Meinung des Autors wieder und müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion und der Herausgeber widerspiegeln.

Auflage 25.000

Das Münchner Feuilleton im Abonnement

jährlich 11 Ausgaben, Doppelnummer August/September

Abo-Preis: 25 Euro, Abo-Bestellung: Tel. 089 48920971

info@muenchner-feuilleton.de oder direkt über

www.muenchner-feuilleton.de

Individuelle Unterstützung: Sie können das Münchner Feuilleton auch durch Überweisung eines individuellen Betrags auf unser Konto (Stichwort »individuelle Zahlung«) unterstützen. Herzlichen Dank!

Bankverbindung Münchner Feuilleton UG

IBAN: DE59 4306 0967 8237 5358 00

GLS Bank: GENODEM1GLS

Streitbar, kompromisslos, unbeugsam

THOMAS LASSONCZYK

Wenn man von den Ikonen des Neuen Deutschen Films der 1960er und 1970er Jahre spricht, dann kommen einem meist vier Namen in den Sinn: Rainer Werner Fassbinder, Volker Schlöndorff, Werner Herzog und Wim Wenders. Fraglos hat dieses Kleeblatt Großes für die Revolution des hiesigen Kinos der Nachkriegszeit geleistet. Doch es gibt noch mindestens ein halbes Dutzend weiterer Kreativer, die in dieser Aufzählung nicht fehlen dürften. Einer von ihnen ist Reinhard Hauff, der später mit Schlöndorff mit der Bioskop eine eigene Produktionsfirma zur Erlangung größtmöglicher politischer und künstlerischer Freiheit gründen sollte. Der Sohn eines Regierungsdirektors, am 23. Mai 1939 in Marburg geboren, entschied sich früh für das Filmemachen, sagte dem geisteswissenschaftlichen Studium schon bald Lebewohl und wurde Regieassistent beim



Marius Müller-Westernhagen in »Der Mann auf der Mauer«
© Filmfest München

Es gibt nicht viele deutsche Regisseure, die in ihren Werken eine derart klare gesellschaftspolitische Linie verfolgt haben wie Reinhard Hauff. Jetzt wird der Autor, Regisseur und Filmhochschuldirektor auf dem Filmfest München im Rahmen einer Werkschau geehrt.

Fernsehen. Es folgten drei bemerkenswerte Karrieren. Die erste als TV-Regisseur von Unterhaltungsformaten und Dokumentationen, die zweite als Kinospielefilmemacher und die dritte als Direktor der Deutschen Film- und Fernsehakademie Berlin. Ohne seine Verdienste für innovatives Fernsehen und den cineastischen Nachwuchs schmälern zu wollen, ist es doch die Leinwandlaufbahn (1969 bis 1989), die uns an dieser Stelle besonders interessiert. Schon sein erster Spielfilm sollte die Marschrichtung vorgeben: Realitätsnah und direkt, schnörkellos und kritisch-politisch – »Die Revolte«, 1969 entstanden, erzählt von einem Versicherungsangestellten, der sich den rebellischen Studenten anschließt und auf die schiefe Bahn gerät. Später folgt »Messer im Kopf« (1978), sein vielleicht bester Film, in dem Bruno Ganz für einen Terroristen gehalten, bei einer Razzia durch einen Kopfschuss schwer verletzt wird und als Mann ohne Gedächtnis sein Leben neu beginnen muss. Vier Jahre später dann »Der Mann auf der Mauer« mit einem blutjungen Marius Müller-Westernhagen als unangepasstem (Ost-) Berliner Wanderer zwischen den Welten, der sich vom Westen freipressen lässt, um dann doch wieder in den Fängen der Stasi zu landen. Hauffs bekanntestes und kommerziell wohl erfolg-

reichstes Werk aber ist »Stammheim«, ein waschechtes, aber auch polarisierendes Gerichtssaaldrama, in dem sich der Regisseur und sein Drehbuchautor Stefan Aust mit dem Prozess gegen die RAF-Terroristen um Baader und Meinhof auseinandersetzen. Ein nicht unumstrittenes Werk, das 1986 auf der Berlinale wegen der ablehnenden Haltung der damaligen Jurypräsidentin Gina Lollobrigida hohe Wellen schlug. Konfrontation, Kompromisslosigkeit, Unbeugsamkeit – auch dafür steht Reinhard Hauff. Und für Experimentierfreudigkeit. So arbeitete er vor der Kamera nicht nur mit gestandenen (Volks-) Schauspielern (Ruth Drexel, Gustl Bayrhammer) und Regiekollegen (Schlöndorff, Fassbinder) zusammen, sondern auch mit Laiendarstellern (»Paule Pauländer«). Ein Großteil des Œuvres, darunter auch seine Doku über Janis Joplin (1969), der Heimatfilm »Mathias Kneissl« (1971) und das Musical »Linie 1« (1987), wird nun endlich im Rahmen einer Hommage auf dem Filmfest München gezeigt. Wobei »endlich« wohl nicht das passende Wort ist. Schließlich hat ja Eberhard Hauff das Festival bis 2003 als Direktor geleitet. Und der konnte ja schlecht seinen »kleinen« Bruder mit einer Retrospektive auf dem eigenen Filmfest ehren ... ||

Variationen der Einsamkeit



Regisseurin Sofia Coppola im Kreis ihrer Darstellerinnen in ihrem neuen Film »Die Verführten« | © Focus Features

Das Filmfest München widmet Sofia Coppola eine Retrospektive und zeigt ihre Kinofilme sowie ihr neuestes Werk »Die Verführten«.

Musik und Mode, gespickt mit der richtigen Mischung aus Pop-Ästhetik und Promibesetzung. So kommen die anachronistischen Chucks in »Marie Antoinette« ebenso zu ihrem Auftritt wie Paris Hiltons Schuhschrank in »The Bling Ring«. Das 35. Filmfest München widmet Coppola eine Retrospektive und zeigt all ihre Kinofilme sowie als Deutschlandpremiere ihr neuestes Werk »Die Verführten«, das jüngst in Cannes seine Weltpremiere feierte.

Coppolas Protagonisten gehören alle zur betuchteren Gesellschaft oder sind selbst berühmt. Als Tochter des Regisseurs Francis Ford Coppola ist ihr die Welt des Luxus und Starkults vertraut. Sie selbst stand bereits als Baby vor der Kamera ihres Vaters – in einer Taufszene des »Paten«. Dass sie zur Schauspielerin allerdings nicht taugt, merkte die junge Coppola, als sie im dritten Teil des »Paten« für die Schauspielerin Winona Ryder einsprang und vernichtende Kritiken bekam. Nach dem Studium der Malerei und Fotografie, der Gründung eines Modeunternehmens und einiger Drehbucharbeiten entschied sich die gebürtige New Yorkerin fürs Filmemachen und trat in die väterlichen Fußstapfen. Allerdings auf ihre ganz eigene, zurückhaltende und beobachtende Art. Sie adaptierte Jeffrey Eugenides Roman »The Virgin Suicides« (1999), der von fünf behüteten jungen Schwestern in der amerikanischen Provinz handelt, die aus verzweifelter Langeweile Selbstmord begehen. Auch in ihrem zweiten Film »Lost in Translation« (2003), für den Coppola einen Oscar für das beste Drehbuch bekam, geht es um eine einsame, gelangweilte und verträumte junge Frau, die sich mit einem wesentlich älteren Filmstar anfreundet. 2006 folgte mit »Marie Antoinette« ein weiteres Werk über eine der Hofetikette überdrüssige Prinzessin, die sich ganz dem luxuriösen Nichtstun hingibt. Auch in »Somewhere« (2010) versucht ein Schauspieler seine Einsamkeit durch Partys, Alkohol und Frauen zu kompensieren, in »The Bling Ring« (2013) bricht eine Gruppe von Richkids

nachts in die Häuser der Hollywoodprominenz ein, um anschließend mit dem erbeuteten Diebesgut im Netz anzugeben. Coppolas neuer Film »Die Verführten« basiert auf dem gleichnamigen Roman von Thomas Cullinan. Es ist der erste Thriller der Regisseurin – unter anderem mit Colin Farrell, Nicole Kidman, Kirsten Dunst und Elle Fanning – und erzählt von einem verletzten Soldaten, der inmitten des amerikanischen Bürgerkriegs im Jahr 1864 Zuflucht in einer Mädchenschule sucht und das geordnete Internatsleben der jungen Damen durcheinanderbringt. ||

FILMFEST MÜNCHEN

22. Juni bis 1. Juli | Termine, Spielzeiten und sonstige Informationen zum Festival unter: www.filmfest-muenchen.de

ANNA STEINBAUER

Die junge Ehefrau eines Boulevardfotografen in einem Hotel in Tokio, die französische Königin Marie Antoinette und ein zweitklassiger Filmstar in Los Angeles haben eines gemeinsam: Sie langweilen sich und sind auf der Suche nach einem Zeitvertreib, um die große Leere in sich zu füllen. Diese Figuren stammen alle aus den Filmen von Sofia Coppola. Die 1971 in New York geborene Regisseurin ist Meisterin darin, diese zwischen Luxus und fehlendem Lebensinhalt schwankenden Seelen zu inszenieren. Ihre Filme sind eigentlich Studien über die Einsamkeit. Aber stets mit einem stilsicheren Sinn für

Anzeige

RÜCKKEHR

KARTEN 089 2185 1940 **INDIE** RESIDENZ THEATER

WÜSTE

VON BERNARD-MARIE KOLTÈS REGIE AMÉLIE NIERMEYER

Das Ticken ist die Bombe

Mord im Milieu und jede Menge Suspense: Das Filmfest München übt heuer den Grenzgang quer durch die Genres. Porträtiert wird aber auch die junge Generation der Millennials. Iseult Grandjean stellt fünf Highlights vor.

LUNA

Der Film »Luna« fängt zunächst an, wie der Titel klingt: Eine Handvoll Mädchen, phänotypisch irgendwo zwischen Bibi Blocksberg und Bibis Beautypalace, steht vor einem Münchner Club, raucht und fragt sich, wieso Fabi nur so tut, als ob man sich nicht kennen würde. Dann verlässt Luna (Lisa Vicari) die Party; sie muss morgen früh raus, mit der Familie in die Berge fahren. Und so schnell wie der Soundtrack von adoleszenter Mainstream-Mash-up dann zu bedrohlicher Orchestermusik wechselt, kippt auch die Dramaturgie des Films: Ohne großen narrativen Aufbau entwickelt sich der Kurzurlaub in Minuten-schnelle zum Horrortrip – die Siebzehnjährige muss zusehen, wie ihre Familie von unbekanntem Männern kaltblütig ermordet wird, sie selbst kann knapp entkommen. Von Hamid (Carlo Ljubek), der sie fortan unter ihre Fittiche nimmt, erfährt sie, dass ihr Vater mit ihm beim russischen Geheimdienst tätig war. Am sichersten wäre es für Luna, unter einer neuen Identität im Ausland unterzuschlüpfen, doch sie will wissen, warum ihre Familie sterben musste – und taucht in das Netzwerk ein ...

Schnelllebigiger Thriller aus deutscher Schmiede von Khaled Kaissar, der schon in der Produktion von Maximilian Erlenweins »Stereo« (mit Jürgen Vogel und Moritz Bleibtreu) für beschleunigten Atem sorgte. ||

LUNA

Deutschland 2016 | Regie: Khaled Kaissar
Mit: Lisa Vicari, Carlo Ljubek u.a. | 90 Minuten



Still aus »78/52« | © FILMFEST MÜNCHEN

78/52

Wenn eine Bombe unter einem Tisch, an dem ein paar Leute gerade gemütlich frühstücken, plötzlich hochgeht, ist das eine Überraschung; wenn der Zuschauer jedoch die Lunte minutenlang vorher brennen sieht, aber nicht weiß, wann sie explodieren wird, ist das Spannung. So erklärte er es in einem Interview mit François Truffaut: Alfred Hitchcock, Meister des Suspense, legte seine Bomben gerne unter den Tisch – oder in die Dusche. Der legendären Duschszene aus seinem Thriller »Psycho«, einer der wahrscheinlich berühmtesten Sequenzen der Filmgeschichte, widmet Alexandre O. Philippe jetzt eine ganze Dokumentation: 78/52, bezeichnend für die Anzahl der dabei verwendeten Kamerapositionen (78) und Schnitte (52), seziiert mithilfe von zahlreichen Horrorfilmexperten, Regisseuren, Drehbuchschreibern und Jamie Lee Curtis, der Tochter der Hauptdarstellerin Janet Leigh, die historische Schlagkraft dieser kaum vier Minuten langen und doch so ikonischen Slasher-Szene in Schwarz-Weiß. Der dokumentarische Blick hinter den Duschvorhang widmet sich dem kinematografischen Klima, in das sich der Film einfügte, den zahlreichen Fahrten, die ins Badezimmer des Bates Motel führen, bis hin zur Soundgestaltung der Szene. Beinahe so spannend wie das Original und ein Muss für jeden »Psycho«-Fan! ||

78/52

Dokumentarfilm | USA 2017 | Regie: Alexandre O. Philippe
Mit: Peter Bogdanovich, Guillermo del Toro u.a. | 91 Minuten



Emily Beecham in »Daphne« | © Agatha A. Nitecka

THE MAN

Simon (Søren Malling) ist der König der dänischen Kunstszene – und verkörpert den exzentrischen Künstlertypus bis in die letzte Faser: ein geräumiges Loft in Kopenhagen, eine Ehefrau unter dem Namen Darling, die sich der Aufgabe verschrieben hat, seine gesamte Person »zu organisieren«, eine junge Mätresse, die zu ihm aufsieht (außer wenn sie oben liegt), und die von allen gebilligte Extravaganz, zu jeder Gelegenheit, auch zur formellen Dinnerparty, im Pyjama zu erscheinen. Doch dann kreuzt sein ihm bis dato unbekannter Sohn Casper (Jakob Oftebro) auf, und ein feindliches Klima ist geradezu vorgezeichnet: Denn sein Spross hat sich als Banksy-artiger Guerillakünstler einen Namen gemacht; über »The Ghost« spricht gerade die ganze Stadt. Und so entfaltet Charlotte Sieling in ihrem Drama abseits der üblichen Vater-trifft-auf-Sohn-aus-erster-Ehe-Problematik eine Art moderner Neuerzählung von Ibsens »Baumeister Solness« und erzählt eine kinematografische Mär vom alternden Baumeister, den die Jugend plötzlich einholt, beruflich wie privat. Denn Casper droht ihm nicht nur künstlerisch den Rang abzulaufen, sondern ihn auch in seinen Betten zu ersetzen. Und so fechten die beiden ihre Machtkämpfe mit Pinsel und Sprühdose aus – und erkennen, dass sie sich ähnlicher sind, als sie zunächst zugeben wollten. ||

THE MAN

Dänemark 2017 | Regie: Charlotte Sieling
Mit: Søren Malling, Jakob Oftebro u.a. | 94 Minuten



Søren Malling in »The Man« | © FILMFEST MÜNCHEN

76 MINUTES AND 15 SECONDS WITH ABBAS KIAROSTAMI

Für Abbas Kiarostami drehte sich die Welt auf vier Rädern: Das Auto als geschlossener Kosmos mit scheibenhaftem Ausblick war für den iranischen Filmemacher der Intimitätsraum par excellence – und machte ihn zum Meister der wortwörtlichen Autoreflexion. Kiarostami, der erst unter Zensur des Schah-Regimes und dann unter der der Mullahs arbeitete, dessen Filme nie ein Massenpublikum erreichten und doch Größen wie Godard oder Scorsese zu regelmäßigen Lobeshymnen inspirierten, prägte nicht nur das iranische Kino 76 Jahre und 15 Tage lang, bis zu seinem Tod im Juli 2016. Jetzt widmet ihm sein langjähriger Kollege und Freund Seifollah Samadian eine Dokumentation, die auf Frontalinterviews oder Kontextualisation verzichtet und sich stattdessen eher anfühlt, als säße man mit Kiarostami im Auto: Man sieht ihm nicht in die Augen, sondern über die Schulter. Als stummer Beifahrer der Backstage-Sequenzen, zusammengeschnitten aus 25 Jahren Freundschaft und Zusammenarbeit, erfährt man, wie dieser Filmemacher entgegen des Klischees des gepeinigten Künstlers nicht an der Welt zerbricht, sondern stattdessen Lust in jedem Winkel findet. Samadian zeigt uns das intime Porträt eines Künstlers, aber vor allem eines Menschen, dessen Witz und Poesie durch jede seiner Gesten scheint: ob er iranische Gedichte im Flugzeug studiert, einen Jeep durch den Schnee schiebt oder Juliette Binoche in Teheran spontan eine Zeitung mit ihrem Foto kauft – und dann zurück zu ihr ins Auto steigt. ||

76 MINUTES AND 15 SECONDS WITH ABBAS KIAROSTAMI

Dokumentarfilm | Iran 2016 | Regie: Seifollah Samadian
Mit: Abbas Kiarostami | 76 Minuten

DAPHNE

Sie ist zynisch, so selbstreflektiert wie selbstinvolviert und hat den Glauben an die Liebe zugunsten einer Vorliebe für Slavoj Žižek und bedeutungslose One-Night-Stands aufgegeben: Daphne (Emily Beecham), Protagonistin in Peter Mackie Burns gleichnamigem Langfilmdebüt, Köchin in einem Londoner Restaurant und irgendwie vom Weg abgekommen, ist eine dem postmodernen Kino nicht unbekannte Heldin. Die schwierige Beziehung zur Mutter, das Essen vom Lieferservice, ihre einsamen Streifzüge durch die britische Hauptstadt und nicht zuletzt der Hang zum Alkohol – alles nur zu bekannt für die Generation »Girls«.

Und doch mumbelt der Film nicht einfach neunzig Minuten vor sich hin, sondern zeigt einen entscheidenden Riss in Daphnes Wesen: Nachdem sie beim arglosen Zigarettenkauf Zeugin einer Messerstecherei in einem Supermarkt wird, beginnt ihre Fassade zu splintern. Sie trinkt ein bisschen mehr, geht zur Therapie und beginnt sich allmählich zu fragen, ob nicht doch mehr Empathie in ihr schlummert, als sie zugeben möchte. Und so bietet Mackie Burns, der 2005 auf der Berlinale den Goldenen Bären für seinen Kurzfilm »Milk« gewann, mit »Daphne« eine so feinsinnige wie pulsierende Charakterstudie eines jungen Menschen, der seinen Weg erst noch finden muss – und dabei manchmal von ebenjenem abkommt. Wie wir alle. ||

DAPHNE

GB 2017 | Regie: Mackie Burns
Mit: Emily Beecham, Geraldine James, Tom Vaughan-Lawlor u.a. | 90 Minuten

Anzeige

volks theater

PARADIES FLUTEN

VON THOMAS KÖCK
REGIE: JESSICA GLAUSE

AB 23 JUNI 2017

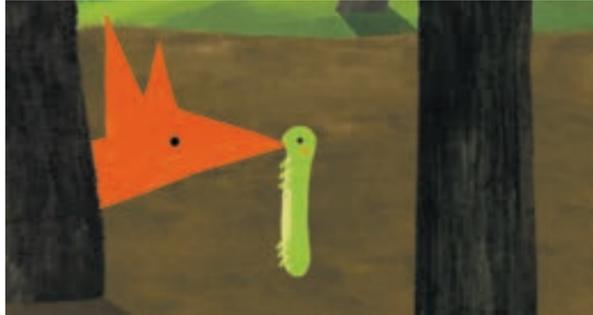
KARTEN 089.523 46 55

Kulturpartner
www.muenchner-volkstheater.de

Schwarzer Humor und sanfter Horror für Kinder



Susanne Bormann und Denis Moschitto in »Amelie rennt«
© Lieblingfilm Martin Schlecht



»Der kleine Vogel und die Raupe« | © FILMFEST MÜNCHEN 2017



24 Stunden, in die ein ganzes Leben hinein muss: »Nur ein Tag« | © W-Film

Nichts für schwache Nerven scheinen die Werke zu sein, die in diesem Jahr auf dem Kinderfilmfest München gezeigt werden. Doch keine Angst, all das bewegt sich eindeutig im Rahmen des Erlaubten. Neben Gruseligem hat Leiterin Katrin Hoffmann auch abenteuerliche Heimatfilme, fantasievolle Märchen und jede Menge sonnige Sommergeschichten im Programm.

Frau Hoffmann, das Kinderfilmfest geht 2017 in seine nunmehr 35. Runde. Was kann man von diesem Jahrgang erwarten?

Unter den Werken, die eingereicht wurden und somit auch unter jenen, die ich letztlich ausgewählt habe, fanden sich auffallend viele Sommerfilme. Darin geht es um Ferien jeglicher Art, um Reisen, aber auch um Geschichten, die auf dem Bauernhof oder in einem Wald am Weiher spielen.

Urlaub, das steht ja auch für den Alltag vergessen, Sorgen und Probleme hinter sich lassen ...

Es kann aber auch Rückzug in die eigene Natur bedeuten. Dazu fällt mir »Nur ein Tag« ein. Er handelt von einer Eintagsfliege, die von einem Fuchs und einem Wildschwein den ganzen Tag begleitet wird. Ein toller, sehr spezieller Film, in dem die Tiere von Menschen dargestellt werden und der in einem idyllischen Wald spielt. Es ähnelt ein bisschen der »Reise nach Panama«, wo man am Ende genau dort wieder landet, wo man losgegangen ist.

Sind die Schauspieler verkleidet?

Nein, sie tragen keine Masken und sind auch nicht geschminkt. Lars Rudolph zum Beispiel spielt den Fuchs. Er trägt eine weinrote Samtjacke, ist also etwas altmodisch angezogen. Sein Verhalten ist aber entsprechend »fuchsig«. Und Anke Engelke spielt die zweite Eintagsfliege, die weiß, dass sie nur einen Tag zu leben hat. Sie sitzt in einem ganz trüben, grauen Kostüm am Weiher und zählt die Minuten zurück. »Nur ein Tag« feiert auf dem Kinderfilmfest seine Uraufführung.

Von der Grundidee ein sehr mutiger Film, der aber auch zeigt, dass die Menschen trotz des medialen Overkills weiterhin originelle, unkonventionelle Ideen umsetzen können.

Genau, und gleichzeitig findet eine Art Rückbesinnung auf das Wesentliche, das Ursprüngliche statt. Wir alle sind ja auch als

Kinder gerne in Rollen geschlüpft, haben Hund, Pferd oder Katze gespielt. Und das funktioniert in »Nur ein Tag« ganz fantastisch. Und man muss nicht immer verreisen, um aufregende Abenteuer zu erleben. In »Königin von Niendorf« fährt Lea, die Lippenstift und Ähnliches ziemlich doof findet, nicht mit ihren Freundinnen ins Ferienlager. Stattdessen bleibt sie zu Hause, schließt sich einer Jungenbande an und erlebt spannende Geschichten. Die Filmemacher konzentrieren sich also auf das, was vor ihrer Haustür passiert.

Klassische, realitätsnahe Coming-of-Age-Story wie »Königin von Niendorf« oder fantasievolles Märchen, was kommt bei den kleinen Kinofans gut an?

Beides. Ich habe dieses Jahr auch zwei Märchen im Programm, das eine ist »Prinzessinnen und Drachen« von Michel Ocelot, dem Meister der Scherenschnitttechnik, der nicht nur Filme für Kinder macht. Darüber hinaus läuft sein Kinderfilmfest-Preisträger von 2007 »Azur und Asmar« als Abschlussfilm. Unbedingt empfehlen möchte ich außerdem »Es war einmal ... nach Roald Dahl« von den Machern der »Grüffelo«-Filme. Hier werden mehrere Märchen kräftig durcheinandergeschüttelt und ganz neu erzählt.

Auch Roald Dahl ist ja jemand, der bei Kindern und Erwachsenen gleichermaßen gut ankommt.

Ich habe mir den Film schon mehrmals angesehen und war immer wieder aufs Neue begeistert. Die Animation ist sehr gut, und die Dahl'schen Reime kommen im englischen Original hervorragend zur Geltung. Dazu gesellt sich ein bisschen Sarkasmus, wenn etwa Rotkäppchen einen der Wölfe tötet und am Ende seinen Pelz trägt. Eine schöne Ironie, die Kinder vielleicht nicht unbedingt feststellen werden, wohl aber die Erwachsenen.

Passend dazu veranstalten Sie auf dem Kinderfilmfest ein Seminar mit dem Titel »Gruselig und Horror für Kinder?«

Richtig, weil sich dieses Thema fast wie ein roter Faden durch die Filme zieht, wir waren gerade bei dem schwarzen Humor eines Roald Dahl. Aber es gibt auch einen ganz dezidierten Horrorfilm für Kinder, der vom Gutachterausschuss leider erst ab zwölf Jahren freigegeben wurde. In »Zimmer 213« verbringen drei Mädchen ihre Ferien in einem Schullandheim, das ein altes Schloss ist. Und in ihrem Zimmer, eben jener Nummer 213, spielen sich nachts merkwürdige Dinge ab. Dabei weiß man nie genau, ob das wirklich passiert oder nur in der Einbildung der Kinder.

Und weil etwa »Das Geheimnis des grünen Hügels« mit einer Gruselsequenz beginnt und Ocelot ebenfalls von Monstern erzählt, nun also dieses Horrorseminar?

Richtig. Ich bin selbst sehr gespannt, was letztlich für Kinder angebracht ist, wie viel Nervenkitzel man ihnen zumuten kann. Auf dem Podium werden mehrere Experten zu diesem Thema sitzen, unter anderem Filmpädagoge Stefan Stiletto, der das Eingangsreferat hält, Emelie Lindblom, die Regisseurin von »Zimmer 213«, und Herr Anstett vom Jugendamt, der uns sicherlich genau erklären kann, warum Lindbloms Film eine Freigabe ab zwölf bekommen hat. ||

INTERVIEW: THOMAS LASSONCZYK

FILMFEST MÜNCHEN

22. Juni bis 1. Juli | Termine, Spielzeiten und sonstige Informationen zum Festival unter: www.filmfest-muenchen.de

Anzeige



Der kluge Leser abonniert. Die kluge Leserin auch.

Lieber heute als morgen. Denn mit einem Abo stärken Sie das Münchner Feuilleton. Und als Abonnent können Sie exklusive Zugaben gewinnen und das Archiv durchforsten.

mehr auf: www.muenchner-feuilleton.de

MF

nachdenken, nicken, kopfschütteln, schmunzeln

Die Zugabe für die nächsten 10 Neu-Abonnenten:



Bernd Sommer und Harald Welzer:
Transformationsdesign. Wege in eine zukunftsfähige Moderne
oekom verlag, 2016

Was brauchen wir für ein gutes Leben, und was können wir einfach weglassen? Es wird nicht reichen, auf alternative Technologien zu setzen oder unsere Konsummuster zu ändern. Was zur Disposition steht, ist unser komplettes gesellschaftliches Leben. »Transformationsdesign« beschreibt neue Ansätze, von den Transition Towns bis zur Gemeinwohlökonomie.

Neue Perspektiven im Independent-Kino

Der aktuelle Jahrgang der amerikanischen Indie-Produktionen auf dem Filmfest München zeigt vor allem eines: Immer mehr junge Filmemacherinnen prägen das US-Kino.

ANNA STEINBAUER

Wie bekommt man als junge unbekanntes Künstlerin die Karriere in einer Stadt wie Los Angeles auf die Reihe? Was passiert mit der Beziehung, wenn man als Schriftstellerin Erfolg hat und der ebenfalls schreibende Ehemann nicht? Viele der American-Indie-Filme, die dieses Jahr auf dem Münchner Filmfest zu sehen sind, sind von Regisseurinnen gemacht und lenken das Auge auf weibliche Sichtweisen. Vor allem junge Filmemacherinnen, die oftmals selbst das Drehbuch geschrieben haben, Regie führen und in manchen Fällen sogar selbst vor der Kamera stehen, sorgen dafür, dass die zu verhandelnden Themen und Probleme erfrischend anders dargestellt werden.

So wird die turbulente Komödie »Mr. Roosevelt« gezeigt, das Debüt der 1986 in Texas geborenen Noël Wells, deren komödiantisches Talent bereits erprobt ist: Ihre Sketche haben über 15 Millionen Klicks auf YouTube, außerdem gehörte Wells 2013/14 zum Cast der »Saturday Night Live«-Show. Ihren Film hat die Filmemacherin selbst geschrieben und inszeniert, zudem spielt sie die weibliche

Hauptrolle der Emily. Diese ist vor nicht allzu langer Zeit, wie einst Wells selbst, Hals über Kopf aus Texas nach L.A. geflohen, um sich als Comedian und Schauspielerin selbst zu verwirklichen und Karriere zu machen. Zurückgelassen hat sie ihren damaligen Freund, die gemeinsame Wohnung und eine nette, belanglose Kleinstadt, in der jeder jeden kennt. Aufgrund eines plötzlichen Todesfalles reist die mittlerweile von der harten Realität der großen Stadt frustrierte junge Frau an den Ort ihrer Vergangenheit zurück – und muss feststellen, dass alles nicht mehr so ist wie vorher. Ihren Platz im Herzen wie im Haus des Ex-freundes Eric hat die Neue, der Traum aller Schwiegermütter, Celeste, eingenommen, und Emily ist gezwungen, sich mit sich selbst, ihren Illusionen, Sehnsüchten und Erwartungen auseinanderzusetzen.

Eine weitere junge Indie-Regisseurin, die gerade frisch von der New Yorker Tisch School of the Arts kommt, ist Laura Terruso mit ihrem Spielfilmdebüt »Fits and Starts«. Auch sie hat einen Comedy-Hintergrund und Drehbuch und Regie ihres Films selbst reali-

siert. In ihrer Schriftstellerkomödie spielt der bekannte amerikanische Stand-up-Comedian Wyatt Cenac einen Autor, der seit Jahren an seinem ersten Buch arbeitet und mit dem großen Romanerfolg seiner ebenfalls schreibenden Ehefrau klarkommen muss. Diese selten gezeigte Perspektive, in der eine starke Frau mit ihrem Ruhm ihren Mann überschattet und darauf wie die beiden auf Augenhöhe ihre Beziehung wieder ins Gleichgewicht bringen, ist ein wunderbares Beispiel für ein Umdenken in Sachen Gleichberechtigung, das in vielen der Indie-Produktionen zu finden ist. Eben weil sie von Frauen gemacht sind. Dazu zählt auch »A Critically Endangered Species.

Maya Dardel« von Magdalena Zyzak und Zachary Cotler, in dem eine alternde Schriftstellerin, deren Figur an Susan Sontag angelehnt ist, über eine Radioshow einen jungen Poeten sucht, der ihren Nachlass und Besitz erben soll. Oder »Band Aid« von Zoe Lister-Jones, über ein Paar, das seine Streitgespräche nur noch singen will und eine Band gründet. ||

FILMFEST MÜNCHEN

22. Juni bis 1. Juli | Termine, Spielzeiten und sonstige Informationen zum Festival unter: www.filmfest-muenchen.de

Der Mann für den Ton

Die Kunst des Geräuschemachens beherrscht Max Bauer wie kein Zweiter. Beim Filmfest München beweist er dies live.

MATTHIAS PFEIFFER

Was kommt raus, wenn man mit dem Finger in einem Schnapsglas reibt? Ein quakender Frosch. Was ergeben zwei Kleiderbürsten, die über ein Kissen streichen? Meeresrauschen. Zumindest für das Ohr. Wenn der Filmgeräuschemacher Max Bauer mit seiner Frau, der Regisseurin Andrea Kilian, »Die Kunst des Geräuschemachens« aufführt, reist der Zuhörer vom Dschungel bis zum Exerzierplatz. Max Bauer holt seinen Beruf aus dem Schattendasein auf die Bühne.

»Bei vielen gibt es ein zauberhaftes Halbwissen«, meint er. Einige haben von seiner Tätigkeit schon mal hier und da gehört. »Viele sind aber verwundert, weil sie das mit einer völlig anderen Zeit verbinden.«

Auch er selbst gibt zu, erst spät davon erfahren zu haben – nämlich mit 28 Jahren. Zuvor trainierte er sein Ohr als Musiker in verschiedenen Bands und machte eine Ausbildung zum Tontechniker. Der weitere Werdegang war purer Zufall. »Ein Freund von mir ist als Tontechniker beim Geräuschemacher Mel Kutbay gelandet. Er meinte, das könne mir gefallen. Ich bin sofort mitgekommen, aber eher als neugieriger Zaungast.« Was er da noch nicht wusste: Der inzwischen verstorbene Kutbay – »einer der größten Geräuschemacher Europas« – suchte einen Assistenten. Nachdem er auch selbst Hand anlegen durfte, bekam er nach einigen Tagen das Angebot, bei ihm in die Lehre zu gehen. In der Zwischenzeit hat er über 200 deutsche und internationale Filme hinter sich, darunter »Die unendliche Geschichte III«, »Jud Süß – Film ohne Gewissen« und »Die andere Heimat«.

Allerdings betont Bauer: »Inzwischen ist das Meister-Lehrling-Verhältnis nicht mehr üblich. Mich kostet ein Assistent nichts, aber die Produktionsfirmen wollen es nicht. Sie meinen, das würde zu sehr aufhalten. Und bei dem Pensum, das wir bewältigen müssen, hätte ich auch gar keine Zeit, ihm was zu zeigen.« Die meisten seiner Kollegen fingen als Tontechniker an und arbeiteten so mit Geräuschemachern im Studio zusammen. Lernen durch Zusehen ist inzwischen die Regel.

Und dann begegnet einem das Unwissen. »Ich habe schon Regisseure getroffen, die meinten, dass es das im deutschen Film schon lange nicht mehr gäbe«, berichtet Bauer. Das könnte auch daran liegen, dass es über seinen Beruf fast keine Literatur gibt, obwohl seine



Max Bauer bringt die Geräuschemacherei auf die Bühne © Peter Hinz-Rosin

Ursprünge sehr weit zurückgehen. »Wenn im antiken Theater ein Gott auf die Bühne kam, hat er oft ein akustisches Signal bekommen, zum Beispiel ein Donnern. Das Bedürfnis der Menschen, Töne synchron zum Bild abzuliefern, gab es schon immer.«

Auch räumt er mit dem Gerücht auf, der Amerikaner Jack Foley hätte in den Dreißigern zum ersten Mal Filme vertont. »Ich bin bei meinen Recherchen auf ein Büchlein von 1914 gestoßen, in dem Tricks und Handwerkszeug beschrieben werden. Das Buch war für Varieté- und Jahrmarktbesitzer gedacht, die ihre Filme live aufpeppen wollten.« Ein Beruf wurde es dann natürlich erst mit Beginn des Tonfilms, in dem Foley Pionierarbeit leistete. Das alles erfährt man in »Die Kunst des Geräuschemachens«, sie ist nicht nur eine Liveshow, sondern auch anschaulicher Geschichtsunterricht.

So viel zur Vergangenheit. Und die Zukunft? Ersetzt das digitale Archiv den Geräuschemacher? Bauer verneint: »Unsere Dienste werden mehr denn je genutzt. Wir sind schneller und individueller.« Auch in synthetischen Geräuschen sieht er noch keine Konkurrenz. »Es klingt einfach sauschlecht! Vielleicht klappt das in 15 Jahren. Da bin ich hoffentlich schon in Rente.« Nicht nur ein filmischer Verlust. Zu sehen, wie jemand auf der Bühne Geräusche am PC macht, wäre nicht gerade prickelnd. Analog umso mehr! ||

DIE KUNST DES GERÄUSCHEMACHENS

Gasteig, Carl-Amery-Saal | 1. Juli | 15 Uhr
Weitere Informationen zum Filmfest München: www.filmfest-muenchen.de

Anzeige

H A U S DER KUNST

Thomas Struth, Audience 07, Florenz, 2004 (Detail) © Thomas Struth

Thomas Struth

Figure Ground
05.05 – 17.09.17

ALEXANDER TUTSEK — STIFTUNG art + science

S T R E T C H Y O U R V I E W

KLAUS KALCHSCHMID

Der Jockey-Club, der einst die Pariser Erstaufführung sprengte, weil er das Ballett im zweiten Akt vermisste, hätte in der Bayerischen Staatsoper zwar kein Bacchanal verpasst, aber barbuisige Amazonen. Die sind eine gefühlte Ewigkeit damit beschäftigt, auf ein Auge, das sich zum Ohr wandelt, zu zielen. Im Venusberg sehen wir vorgeburtliche Fleischberge aus Gummi und Fett in Rosa um eine Venus (Elena Pankratova) als steinzeitliche Urmutter wabern, von der sich Tannhäuser verständlicherweise angeekelt abwendet. Im zweiten Aufzug wallen Stores durch die »teure Halle« – mal Wände, mal durchsichtige Säulen symbolisierend, während sich 24 nicht durchweg weibliche Blondinen in fleischfarbenen Trikots perfekt im Einklang auf dem Boden räkeln. Im dritten Aufzug finden wir nach dem Gebet Elisabeths bei deren und Tannhäusers sterblichen Überresten wieder, nacheinander aufgebahrt in sieben Verwesungsstadien bis hin zur Asche! Am Ende vereinigen sich beide mit einer Handvoll Staub und reihen sich in den Schlusschor ein.

Romeo Castelluccis zweite Wagner-Regie nach einem stimmigeren »Parsifal« (Brüssel 2011) spaltete am Ende das Publikum, denn der italienische Konzeptkünstler, Bühnen- und Kostümbildner hatte sich zwar viele Gedanken gemacht, verweigerte jedoch die Personenregie.

Der arme Mann

Romeo Castelluccis »Tannhäuser« spaltet das Publikum. Denn es fehlt die Linie.

Sein philosophisch-archaischer Kommentar hätte vielleicht in einer Kunstausstellung fasziniert, als Inszenierung versagt er. Ein einziges Mal besitzt der Abend visuelle Kraft: Wenn die Ritter als Jagdgesellschaft auf Tannhäuser treffen, benetzen sie ihre Münder mit dem frischen Blut eines gerade erlegten Hirsches. Als Letzter wird der waidwunde Tannhäuser von Wolfram imprägniert, bevor der Landgraf das Futter sei-



Tannhäuser (Klaus Florian Vogt) trifft Venus (Elena Pankratova) auf ihrem Berg | © Wilfried Hös

nes Mantels nach außen kehrt und den widerwillig zurückgekehrten Sänger zum Tier macht mit blutigen Knochen. Derweilen verteilt sich kreisend Blut über ein weißes, rotierendes Rund im Hintergrund.

Klaus Florian Vogt plagt sich mit seinem hellen, nicht gerade farbreichen Tenor als grüblerisch-sinnlicher Tannhäuser. Christian Gerhaher muss bei »Blick ich umher in diesem edlen Kreise« ein extrem langsames Tempo mit Spannung füllen, beglückt aber zusammen mit dem Staatsorchester, das feinste Kammermusik bietet, in seiner Szene um das »Lied an den Abendstern«. So intensiv leuchtend Anja Harteros die Elisabeth auch singt, so sehr bleibt sie szenisch ein Neutrum, selbst dann, wenn Castellucci sie anfangs wie nackt unter ihrem durchsichtigen Kleid erscheinen lässt. Der kultiviert singende Georg Zeppenfeld befindet

sich als Landgraf szenisch ebenso auf verlorenem Posten wie der exzellente Chor, auch wenn er den gewaltigen Goldenen Felsen der Sünde nach Rom transportieren darf und als erlöster Büsser mit dem in kleine Portionen geteilten und nun heilenden Stein nach Hause zurückkehrt. Wenig wohl fühlte sich angesichts der Szene auch Kirill Petrenko am Pult, denn vieles zerfiel in schöne, selten so exquisit gehörte Details. Oder lag dieser Eindruck daran, dass die alles absorbierende Szene ein konzentriertes Hören und Wahrnehmen schlicht unmöglich machte? ||

TANNHÄUSER

Nationaltheater | ausverkauft | Oper für alle am Max-Joseph-Platz | 9. Juli | 18 Uhr | Eintritt frei | www.staatsoper.de



Wieder im Programm: Krzysztof Warlikowskis Inszenierung von »Die Frau ohne Schatten« | © Wilfried Hös

Schöne neue Welten

Die Münchner Opernfestspiele 2017 entführen nicht nur mit Franz Schrekers »Die Gezeichneten« in audiovisuelle Parallelwelten.

ANNA SCHÜRMER

Die Oper ist ein Laboratorium wirklicher und virtueller Welten: Sie erlaubt dem Hörer, in audiovisuelle Parallelwelten einzutauchen. Nicht selten machen Komponisten die Suche nach utopischen Sehnsuchtsorten auch zum Stoff ihrer musikalischen Entwürfe, allen voran die beiden Festspielpremiere der Münchner Opernfestspiele 2017. Carl Maria von Weber's »Oberon, König der Elfen« entführt das Publikum beispielsweise in die miraculöse Welt von William Shakespeares »Sommernachts Traum«. Dagegen oszilliert Franz Schrekers »Die Gezeichneten« zwischen Märchen und verstörendem Psychodrama: Der äußerlich entstellte Alviano Salvago (John Daszak) richtet seine Energie auf die Erschaffung einer perfekten künstlichen Welt nach seiner Vision der Liebesinsel Elysium, während Carlotta (Catherine Naglestad) das Paradies auf Erden in der Liebe selbst sucht. Rund hundert Jahre nach der Erstaufführung am Bayerischen Nationaltheater erlebt die Oper in drei Aufzügen am 1. Juli nun an gleicher Stelle ihre Neuproduktion.

Als erste Festspielpremiere stehen »Die Gezeichneten« prominent im Programm der diesjährigen Opernfestspiele, die zwischen dem 24. Juni und dem 31. Juli rund 70 Vorstellungen umfassen, darunter »17 Opern, vielfältige Konzerte, modernes Musiktheater, abwechslungsreiche Ballettabende mit jungen Choreografen sowie glanzvolle Liederabende und unterhaltsame Crossover-Projekte«. Miron Hakenbeck, der als Dramaturg die Neuproduktion von »Die Gezeichneten« begleitet, spricht von den Festspielen als einem »Geflecht aus Stücken und Stoffen«, das vom Spielzeitthema zusammengehalten wird: »Was folgt« –

in Schrekers Oper sei das die Verantwortung für die Folgen des eigenen Handelns.

Der Grundgedanke von Krzysztof Warlikowskis Neuinszenierung ist der intime Blick auf Alviano und Carlotta als »Gezeichnete«, auf deren erfolglose Suche nach Perfektion und den darin enthaltenen menschlichen Makel. Die farbenprächtig instrumentierte Musik betört sinnliche Klangfantasien, die das Elysium in glänzend-rauschhaften Tönen ausmalen. Und man darf davon ausgehen, dass Ingo Metzmacher mit dem Staatsorchester den richtigen Ton des utopischen Sehnsuchtsortes finden und vor Ohren führen wird. Dass Utopia bis heute die Künste und ganz besonders das Musiktheater bewegt, zeigen die jungen Wilden der Festspiel-Werkstatt: etwa das Musiktheaterkollektiv AGORA, das mit »[catarsi]« seine vierteilige PROZESSOR-Forschungsreihe abschließt, in der Ludwig van Beethovens »Fidelio« mit Apps und Experimentalanordnungen, Originalmusik und ihrer elektronischen Manipulation auf Herz und Nieren geprüft wurde. Tatsächlich erhält die musikalische Suche nach neuen Welten im digitalen Zeitalter neue Bedeutungsebenen. Denn wo mit Algorithmen virtuelle Welten und künstliche Intelligenzen programmiert werden, sind Scheinwelten real geworden, zumal in einer Kunstform, die sich als multimediales Gesamtkunstwerk versteht: der Oper. ||

MÜNCHNER OPERNFESTSPIELE 2017

Nationaltheater / Postpalast / Prinze
24. Juni bis 31. Juli | genaues Programm und Tickets: 089 21851920 | www.staatsoper.de

26 Jahre

JAZZ SOMMER

IM BAYERISCHEN HOF 18.-22. Juli 2017

Di. 18.07.	19.30 Uhr	BOB GELDOF & THE BOBKATZ Festsaal Bob Geldof - guitar & vocals • Alan Dunn - keyboards & accordion Pete Briquette - bass • Jim Russel - drums • Paul Cuddeford - guitar Robert Loveday (aka Vince Lovepump) - violin
Di. 18.07.	22.00 Uhr	MIKE STERN/RANDY BRECKER BAND Night Club feat. Lenny White & Teymur Phell Mike Stern - el. guitar, vocals • Randy Brecker - trumpet Teymur Phell - el. bass • Lenny White - drums
Mi. 19.07.	21.00 Uhr	ROY HARGROVE QUINTET Night Club Roy Hargrove - trumpet • Justin Robinson - saxophone Sullivan Fortner - piano • Ameen Saleem - bass Quincy Phillips - drums
Do. 20.07.	21.00 Uhr	ARTO LINDSAY BAND Night Club Arto Lindsay - guitar & vocals • Melvin Gibbs - bass Paul Wilson - keyboards • Kassa Overall - drums Marivaldo Paim - percussions
Fr. 21.07.	21.00 Uhr	DOMINIC MILLER BAND Night Club Dominic Miller - guitar • Nicolas Fiszman - bass Rhani Krija - percussion
Sa. 22.07.	21.00 Uhr	GATO PRETO Night Club Gata Misteriosa - vocals, percussion • Moussa Diallo - percussion Lee Bass - synthesizer, keyboards • Awa Sow - dancer Helene Sagna - dancer

ATRIUM: FOTOAUSSTELLUNG »AMERICAN JAZZ HEROES« von Arne Reimer
18.07.17 von 20.00 bis 22.00 Uhr und 19.07. – 22.07. von 08.00 bis 22.00 Uhr

MUSIKDOKUMENTARFILME im Premiumkino astor@CINEMA LOUNGE jeweils um 18.00 Uhr:
16.07. MALI BLUES von Lutz Gregor • 17.07. SOUND OF LIFE von Sepp Werkmeister
18.07. GIMME DANGER von Jim Jarmusch • 19.07. MILES AHEAD von Don Cheadle
20.07. THE SOUL OF A MAN von Wim Wenders • 21.07. BORN TO BE BLUE von Robert Buda
22.07. 20 FEET FROM STARDOM von Morgan Neville

Hotel Bayerischer Hof • Promenadeplatz 2-6 • 80333 München • www.bayerischerhof.de
Karten an allen bekannten VVK-Stellen erhältlich oder bei:
www.eventim.de • www.muenchenticket.de • www.ticketmaster.de
Festivalticket: concierge@bayerischerhof.de • Tel.: 089.2120 920



Anzeige

Reggae, Rock und noch viel mehr

Rein ins Batik-Hemd, ab in den Olympiapark – das Tollwood Festival startet wieder!

CHRISTINA BAUER

Zu Münchens multikulturellem Sommerereignis »Tollwood« hat sich reichlich hochkarätiger Musikerbesuch angemeldet. Auf der Hauptbühne in der Musikarena geben sich Bands wie Adel Tawil, Prinz Pi, Moop Mama, Hans Söllner, Sarah Lesch, der frühere Reamonn-Frontmann Rea Garvey, Die Fantastischen Vier oder auch Silbermond die Mikrofone in die Hand. Um dem Spektrum noch etwas altherwürdigen Glanz zu verleihen, konzertiert auch Italo rocker Zucchero im Olympiapark und reicht das Verstärkerkabel weiter an Steve Winwood.

Der Pianist und Sänger besucht Deutschland für zwei Konzerte und mit einem halben Jahrhundert Rockgeschichte im Rücken. Eines findet bei den Jazzopen in Stuttgart statt, das zweite in München. Es müsste einer wohl die letzten Jahrzehnte fern jeden Radios, Fernsehers oder sonstiger Medien verbracht haben, um keinen seiner Songs zu kennen. Das gilt für die Lieder der Spencer David Group (»Gimme some lovin«, »I'm a man«) über Traffic (»Dear Mr. Fantasy«) bis zu Blind Faith (»Sea of Love«), wo unter anderem auch Eric Clapton mitmischte. Oder auch für Eigenes der Solokarriere wie »Valerie« und »Higher Love«.

Er hat jedenfalls rechtzeitig angefangen. Es half, dass schon der Vater Musiker war, und sich auch sein Bruder Muff fürs



Kommt mit Hans Söllner zum Tollwood: Sarah Lesch | © Benjamin Hiller

Zusammenspiel begeistern konnte. Spencer Davis holte die beiden in die nach ihm benannte Band, als Steve gerade 15 Jahre alt war. Schon dort war im Grunde er der Frontmann. Wie er als Songwriter Stile von Blues über Folk und Rock'n'Roll bis Soul integrierte, spielte er auch eine ganze Reihe von Instrumenten selbst. Gitarre, Piano, Orgel, Keyboard, Bass, Percussion – es bleibt kaum etwas Rock- oder Bluestypisches, was er nicht irgendwann ausprobiert hat.

Die Musikarena lohnt also den Besuch, und wem das nicht genügt, der hat noch weitere Tollwood-Bühnen zur Auswahl. Unter anderem sind im Andechser Zelt und der Tollwood Lounge zahlreiche regionale Gruppen zu hören. Die Bühnen in Fassbar und Hacker-Brettel bringen weitere Facetten von Bierzelt bis Kabarett hinzu. Und in der Half Moon Bay gibt es eigens für Nachwuchsbands ein »Festival im Festival« mit dem Titel »Stadt, Land, Rock.«

TOLLWOOD SOMMERFESTIVAL 2017

Olympiapark | 21. Juni bis 16. Juli | Programm und Tickets: 0700 38385024 | www.tollwood.de

Aus Chicago, mit Liebe

Der Barde Ryley Walker kommt nach München und bringt Musik aus der Großstadt mit.

WOLF KAMPMANN

Chicago war schon immer ein Laboratorium für experimentelle Musik. Das fing einst mit Sun Ra an und führt über Nonkonformisten wie Hal Russell, Roscoe Mitchell und Jim O'Rourke bis zu Bands wie Tortoise und Wilco. Der junge Chicagoer Singer-Songwriter Ryley Walker tanzt auf einem belastbaren Seil von Tim Buckley zu Alice Coltrane. Sein aktuelles Album »Golden Sings That Have Been Sung« wirkt wie ein einziger langer Bewusstseinsstrom, für den extrem wenige Töne notwendig sind. Schon in der Vergangenheit hat Walker keltische Gitarren-Drones mit der modalen Trance-Ästhetik des Jazz der 1960er Jahre verknüpft. »Die Drones und der rhythmische Puls von Alice Coltrane waren ein wichtiger Einfluss auf mich«, rekapituliert der Sänger seine Wurzeln. »Auch ihr offener Space. Ich kann mich in diesem Orbit treiben lassen. Für mich ist diese Verbindung aus modalem Jazz und Folk-Drones normal, aber dass so viele Menschen ebenso empfinden, überrascht mich. Das scheint irgendwie in der Luft zu liegen.«

Ryley Walker reist in die Vergangenheit, um in unerforschten Quadranten Durchgänge in die Zukunft zu stechen. Sein Bezugspunkt ist die Ästhetik des Jazzlabels Impulse, er dockt aber auch



Ryley Walker | © Tom Sheehan

an jene Hochphase des Chicagoer Freistils an, die man Post-Rock nannte, bevor dieser Begriff zum Synonym für den Ostinato-Rock à la Mogwai wurde. Obwohl er in der Jazzszene kaum wahrgenommen wird, treibt er sich in den Chicagoer Kneipen mit Free-Jazz-Pionieren aus dem Umfeld Ken Vandermarks und Fred Lonberg-Holms rum. Mit seiner intellektuellen Gelassenheit küsst Walker einmal mehr jenen Geist kreativer Aufmüpfung wach, der sich aus der Windy City über all die Jahrzehnte niemals hat wegblassen lassen: »In Chicago gibt es so viel gute Musik, die sich nicht zuletzt deshalb so authentisch entwickeln kann, weil die Plattenindustrie eben in anderen Städten zu Hause ist. Niemand wartet auf das nächste große Ding aus Chicago. Ich kann jede Nacht ein anderes großartiges Jazzkonzert sehen. Dieser Spirit putscht mich dermaßen auf, dass ich nie genau sagen kann, wie und was ich selbst am nächsten Tag spielen werde.«

RYLEY WALKER

Feierwerk – Kranhalle | Hansastr. 39–41 | 12. Juni | 19.30 Uhr
Tickets: 0180 6050400 | www.feierwerk.de

Echt alt, echt lässig

Die Fehlfarben kommen in die Kammerspiele und spielen mit Geschichte.

RALF DOMBROWSKI

Peter Hein brüllte mehr, als er sang. Seine Botschaften waren unmissverständlich und brachten den Zeitgeist auf den Punkt: »Die zweite Hälfte des Himmels könnt ihr haben! Das Hier und das Jetzt, das behalte ich!« Das war irgendwie Punk, wenn auch nicht ganz so ohne Zukunft wie bei den britischen Kollegen. Die Fehlfarben wurden jedenfalls mit dem Album »Monarchie und Alltag« zum Sprachrohr einer bundesdeutschen Jugend, die sich von Nina Hagens Wahnsinn und Ideals Einfalt nicht abgeholt fühlte: »Und wenn die Wirklichkeit dich überholt, hast du keine Freunde, nicht mal Alkohol. Du stehst in der Fremde, deine Welt stürzt ein, das ist das Ende, du bleibst allein«, lautete das Motto der tagtäglichen Apokalypse, emphatisch skandiert von Hein und unabhängig herb von der Band in Musik verpackt.

Seitdem sind 37 Jahre vergangen. Die Fehlfarben sind ältere Semester, haben eben ihr LP-Meisterstück neu – und übrigens hervorragend präsent – remastert und sind nun ein Fall für die

Kammerspiele. Aus dem Aufstand wurde Kunst. Wie so oft verwandelte sich die Avantgarde in Establishment, dessen Biss vor allem in der Pointiertheit der Erinnerung besteht. Peter Hein kann noch immer schreien, aber der jugendliche Frust ist dem Zwickern des Überlebenden gewichen, der zwischenzeitlich knietief im Dispo die eigene künstlerische Abhängigkeit von den Moden der Musikgeschmäcker thematisierte.

Er könnte mit den Schultern zucken, aber das ist weder seine Art, noch entspricht es der Bedeutung der Fehlfarben für den deutschen Pop. Sicher, eine Vorband wie Candelilla hat auf den ersten Blick nicht viel mit den ergrauten Recken des Ruhrpott-Punk zu tun. Aber auf der anderen Seite geht es nicht um den direkten Bezug, sondern eher um die Basisarbeit. »Monarchie und Alltag« hat 1980 die Flur der akustisch poppigen Gleichgültigkeit bereinigt. Diese Musik war Manifest, verlieh der Generation Rateringer Hof eine Stimme und wurde zum Erbe



Fehlfarben | © Roland Bertram

einer Haltung, die mit Bands wie Ton Steine Scherben begann und dem Standardgemenge von Schlager, Krautrock und Disco die lange Nase zeigte.

FEHLFARBEN / CANDELILLA

Kammerspiele – Kammer 1 | 30. Juni
20.00 Uhr | Tickets: 089 54818181, 089 23396600
www.muenchner-kammerspiele.de

Immer weiter

RALF DOMBROWSKI

Es begann vor etwas mehr als einem Jahrzehnt mit einer Gartenparty. Damals setzten sich ein paar junge Musiker die Idee in den Kopf, ein eigenes Orchester zu gründen. Das ist an sich noch nichts Besonderes. Doch das Odeon Jugendsinfonieorchester hatte Energie und genügend guten Nachwuchs in seinen Reihen, sodass es bereits in der wichtigen Gründungsphase Erfolge gab. Im Jahr 2008 gewannen die Newcomer den Deutschen Orchesterwettbewerb, erste Einladungen folgten, nach Chile, aber auch nach Wien, in die Metropole der klassischen Musik. Von dort kehrte das Ensemble wiederum mit Auszeichnungen des Summa-cum-laude-Wettbewerbs zurück und einige Strippenzieher des Business wurden auf den begeistertsten Nachwuchs aufmerksam. Und so ging es zügig voran, vom Festivalorchester des Richard-Strauss-Festivals in Garmisch-Partenkirchen bis hin zu den Patenschaftskonzerten mit den Münchner Philharmonikern.

Aus der Idee fixe am Gartengrill war ein Erfolgsprojekt geworden, das im Januar 2017 bis hin zu eigenen Aufnahmen in den Studios des Bayerischen Rundfunks führte. Das ist das Resultat von viel Enthusiasmus für die Orchestermusik und das Zusammenspiel, aber auch von Wertschätzung und Disziplin im Umgang. Gepröbt wird wöchentlich, nicht nur in Phasen der Erarbeitung neuer Programme. Die Altersstruktur ist



Das Odeon JSO spielt zum Jubiläum | © privat

durchmischt und reicht von den 15-jährigen Einsteigern bis hin zur den 25-jährigen Profis, die ihr Wissen und ihre Tricks an die Nachfolgenden weiterreichen. Eine eigene Orchesterakademie wiederum wendet sich an noch jüngere Musiker zwischen 10 und 16 Jahren, die ihrerseits von den Großen unterwiesen werden. »Ich glaube, dass die Motivation der Schlüssel ist, das Beste aus uns und aus der Musik herauszuholen«, meint Julio Doggenweiler Fernández, der seit der Gründung das Odeon Jugendsinfonieorchester leitet. »Mit Begeisterung beobachte ich, dass das gemeinsame Streben den jungen Menschen eine Bindungsfähigkeit und einen Halt gibt, der sie zu Höchstleistungen antreibt und unseren Konzerten ihren besonderen Charme verleiht.«

Im Besonderen auch beim Jubiläumskonzert Ende Mai in der Aula der LMU. Auf dem Programm standen Brahms, Musorgsky, Borodin, auf dem Podium fanden sich neben dem Orchester selbst auch einige Alumni ein, die längst ihre eige-

Das Odeon Jugendsinfonieorchester München verwirklicht Träume, seit einem Jahrzehnt.

nen Wege gegangen sind. Ein Grund zum Feiern, aber auch nur ein weiterer Schritt auf dem Weg in eine nicht immer leichte Zukunft. Denn so schön auf der einen Seite das Klangerleben ist, so mühsam gestaltet sich zuweilen der Alltag. Noch immer hat das Ensemble keinen eigenen Probenraum und muss sich allwöchentlich an wechselnden Orten treffen. Noten kosten Leihgebühren, für neuere Werke will die GEMA ihren Obolus, Konzertsäle müssen gemietet, eingeladene Solisten honoriert, Reisen finanziert werden. Ein Freundeskreis hilft dem Odeon bereits, die Paten der Münchner Philharmoniker beraten und unterrichten, trotzdem ist jede Unterstützung willkommen. Denn das richtige Leben für die Kunst in einem freien Orchester ist hart. Auch das lernt man nebenbei – und wie es mit Leidenschaft trotzdem gelingt, Träume zu verwirklichen. Beispielsweise das nächste Patenschaftskonzert am 19. Juni in der Philharmonie. ||

PATENSCHAFTSKONZERT ODEON & MÜNCHNER PHILHARMONIKER

Philharmonie im Gasteig | 19. Juni | 19 Uhr
Tickets: 089 54818181 | www.odeon-muenchen.de

Übern Berg

Das Südtirol Jazzfestival setzt auf Entdeckungen – und schickt Musiker schon mal in die Dolomiten.

KLAUS VON SECKENDORFF

Bozen als Bühne jenseits des Brenner für hiesige Jazzmusiker? Zum Südtiroler Abenteuerplatz wurde 2011 dort der Waltherplatz für Musikstudenten des U.M.P.A. Jazz Orchestra Munich. Sturm eshalber mussten sie alle Wäscheklammern der Stadt aufkaufen, um ihre Notenblätter auf den Pulsten zu halten. Für Münchner kaum mehr als drei Fahrtstunden Richtung Süden entfernt liegt das Zentrum eines weiträumigen Festivals, das sich Bayerns junger Szene schon seit Langem verbunden fühlt. Vom 100 Kilometer westlich von Bozen gelegenen Sulden am Ortler bis Innichen im ähnlich fernen Nordosten erstreckt sich das Südtiroler Jazzfestival Alto Adige mit seinen rund 80 Terminen an 50 Orten. Und diesmal ist es eine in Münchner Clubs wie dem »Harry Klein« groß gewordene Bigband, deren mobiler Ableger die meisten Schauplätze zu absolvieren hat. Denn durch die Zentren von Brixen und Bruneck wird die Jazzrausch Marchingband ziehen und außerdem in Meran, Salurn und natürlich Bozen auftreten.

Marching Bands gehören zum Konzept des Festivalmachers Klaus Widmann. Sie sollen bei Touristen und Einheimischen Neugier auf neun Tage Musik wecken, die nicht zuletzt deshalb finanziell so großzügig von der Region unterstützt werden, weil Widmann Südtirols Image deutlich über Törggelen und Speckknödel hinausführt. Das erfreuliche, wenn auch alljährlich hart erkämpfte Budget nützt er für programmatische Abenteuer. Da landet Avantgarde in Dorfwirtschaften und auf Berghütten, verirren sich Urlauber bei meist freiem Eintritt in Konzerte, deren Interpreten auf der Suche nach stilistisch schwer verortbarem Neuland sind – oft schon deswegen, weil eigens fürs Festival geplante Projekte sie erstmalig zusammenbringen.

Aber zurück zu den Münchnern, zu denen das Trio des Pianisten Leo Betzl ebenso zählt wie die Brassband »buffzack« und ein experimentelles Quintett der Theremin-Expertin Verena Marisa aus Starnberg. Ihr Projekt CLÆNG dürfte in der Fußgängerzone von Innichen mit Titeln wie »Hydrolyse und Oxydation« wie vom Mars angereist wirken. Bayern ist also präsent, aber deshalb nicht der künstlerische Schwerpunkt im 35. Festivaljahr. Diesmal steht das Trio BeNeLux mit seinem Namen fürs zentrale Thema. Neben Pascal Schumacher, der zum Abschluss mit einem Trio von Vibrafonisten eine Hütte in 2154 Metern Höhe am Fuß des Langkofels erobern wird, spielt hier der Gitarrist Reinier Baas eine wichtige Rolle. Er ist als »Artist in Residence« vom Eröffnungskonzert mit einer surrealistischen Jazzoper bis zur »Mix & Match«-Band der holländischen Freejazzlegende Han Bennink vielfach vertreten.

So bietet das Südtirol Jazzfestival Alto Adige keinen Reigen der großen Namen. Es geht vielmehr ums Anstiften innovativer Musik an ungewöhnlichen Orten: Sängerin Leila Martial im Planetarium, Carate Urio Acoustic bei den Erd-



Die Jause und der Jazz: eine Liaison délicieuse in Südtirol | © Günther Pichler

pyramiden an Bozens Hausberg Ritten, das junge Sketchbook Quartett im Getränkeladen Harpf in Bruneck. Und im Innenhof der Festivalstammkneipe Batzenhäusl in Bozen ein durchgeknalltes »futuristisches Experiment« aus Brüssel, ein von Gehirnströmen gesteuertes »Ritual in Echtzeit« inklusive Tänzerin und Lichtskulptur. Beruhigend, dass gleich nebenan ein bewährtes dunkles Bier gebraut wird. ||

SÜDTIROL JAZZFESTIVAL ALTO ADIGE

Bozen, Meran, Brixen, Bruneck, Vinschgau
30. Juni bis 9. Juli | Tickets: 0039 0471 982324
www.suedtiroljazzfestival.com

Tiroler Festspiele Erl Sommer
7. bis 30. Juli 2017

WILDER KAISER
STATT
GRÜNER HÜGEL

Gustav Kuhns Wagner in Erl
LOHENGRIN – 8./29. Juli 2017
DER RING DES NIBELUNGEN
13. bis 16. Juli 2017

Karten und Infos: T 0043 5373 81000 20
karten@tiroler-festspiele.at • www.tiroler-festspiele.at

Anzeigen

Metropol THEATER

von Iwan Wyrpajew
BETRUNKENE
Regie: Ulrike Arnold

Premiere
Mi., 21.06.2017

Mit: Olaf Becker
Tjark Bernau
Vanessa Eckart
Anastasia Papadopoulou
Eckhard Preuss
Thomas Schrimm
Eli Wasserscheid

„Weil Gott spricht immer durch die, die betrunken sind: Liebt, werdet stark, lebt so ehrlich wie ihr könnt und macht euch nicht in die Hosen!“

Metropoltheater
Floriansmühlstraße 5
80939 München
U6 Freimann

Kartenbestellung unter
0 89/32 19 55 33
info@metropoltheater.com
www.metropoltheater.com

Landeshauptstadt München
Kulturreferat

Rossini im Bistro

Münchens Kleinstes Opernhaus wird 20. Wenn das kein Grund zum Feiern ist!

INGRID LUGHOFFER

Münchens kleinstes Opernhaus in der Pasinger Fabrik setzt seit 20 Jahren auf außergewöhnliche Erlebnisse im Musiktheater. »Wir erschaffen aus großen Opern kleine Formen, ohne die große emotionale Komponente zu verlieren«, erläutert Andreas P. Heinzmann das charmante Grundkonzept. Seit 2006 prägt er als musikalischer Leiter das Programm. »Wir starteten mit komischen Opern, jetzt präsentieren wir auch Opera seria, Tanztheater und Kinderproduktionen.« Das Jubiläum in diesem Sommer wird mit Gioachino Rossinis »La Cenerentola« gefeiert, mit dessen »Die Italienerin in Algier« es 1997 losging. Für Regie und deutsche Textfassung der Aschenputtel-Version ist Julia Dippel zuständig, die in Pasing bereits mit »Don Giovanni«, »Die lustigen Weiber von Windsor« und »Rusalka« auf sich aufmerksam machte: »Im Zentrum stehen Sein und Schein, gesellschaftliche Masken. Der Prinz ist ein begehrter Adelige, will aber als Mann gesehen werden, in der ausgebeuteten Cenerentola steckt eine Prinzessin.« Ausstatterin Claudia Weinhart denkt an die verspielten Epochen und verbindet das Barock mit der heutigen Zeit.

Die heiter-leichte Musik des Belcanto-Meisters mit ihren Koloraturwundern verweist auf die Komik im Stück, die sich mit ergreifenden Sehnsuchtsmomenten abwechselt. Das musikalische Arrangement für das 10-köpfige Orchester hat Dirigent Heinzmann zusammen mit Jörg-Oliver Werner geschrieben: »Wir achten auf führende Instrumente, Klangfarben, Kontraste und verpassen keinen Ton der Harmonie.« Ein Akt der Balance zwischen Streichern und Bläsern und zwischen Orchester und Singstimmen, denn der Aufführungsort ist die intime Wagenhalle. Das Publikum sitzt mitten im Geschehen an Bistrotischen. Trinken erlaubt, Möglichkeit zum Essen gibt es in der Pause. Oper für alle im lockeren Rahmen, der die Sänger wachsen lässt. »Wir haben uns zu einer Karriereschmiede entwickelt, treffen ehemalige Darsteller an der New Yorker Met, in Wien, Venedig, Mannheim, Berlin, Weimar.« Und Highlights des Sommers werden auch die Ope(r)n Airs im Schloss Blutenburg sein – spritziger Rossini unter freiem Sommerhimmel. ||



Carolin Ritter ist das Aschenputtel von Pasing | © Stefan Weber

LA CENERENTOLA

Wagenhalle, Pasinger Fabrik | August-Exer-Str. 1 | **22., 24., 25., 30. Juni, 1., 2., 6.-9., 13.-16., 28.-30. Juli, 2.-6., 9.-13., 16.-20. August** | 19.30 Uhr | **Ope(r)n Air auf Schloss Blutenburg** | **20.-25. Juli** | 20 Uhr, (22. Juli 20.30 Uhr) | Tickets: 089 82929079 www.pasinger-fabrik.com

Eine Stimme für alle

Becca Stevens hat Bluegrass im Blut. Und noch viel mehr.



Becca Stevens singt Crossover mit Esprit | © Unterfahrt

KLAUS VON SECKENDORFF

»Macht uns fertig! Begrüßt die Zerstörung mit offenen Armen!« Wenn sich der als hochkultivierter Romantiker geltende Pianist Brad Mehldau mal wieder den wüsten Hardcorepunk der »Cancer Bats« anhören will, muss er's alleine tun. Wenn er sich dagegen als Bewunderer der Songwriterin Becca Stevens äußert, wird im Jazzumfeld so schnell niemand widersprechen: »Sie hat was, das mich an die junge Joni Mitchell erinnert.«

Die Musik der 33-Jährigen aus North Carolina fällt auf als very sophisticated im Umgang mit jazzaffinen Harmonien und Melodien, die eigenwillige Wendungen nehmen und doch nicht konstruiert wirken. Und wenn sie mit den Jungs ihrer seit 2006 bestehenden Band »You Make Me Wanna« von Usher covert oder Frank Ocean, wird aus einer etwas glatt geratenen R&B-Hymne ein sehr persönliches Kunstlied.

Mit dem stilistisch ebenfalls unberechenbaren, vor allem funkaffinen Kollektiv »Snarky Puppy« versteht sie sich so gut, dass sie auf deren »Family Dinner Vol. 2« gleich zwei ihrer Songs singt und ihre vierte CD »Regina« mit Queen-affinen Lyrics auf dem Label der Brooklyn-Nachbarn erscheint. Als die »Puppies« Ende Mai in der Muffathalle spielten, war Becca allerdings zwischen London und Stuttgart unterwegs. Besser zur Geltung kommt die auch Ukulele und Charango spielende Musikerin aber ohnehin mit eigener Combo: Liam Robinson an Klavier und Akkordeon, der Bassist Chris Tordini (Greg Osby, Dapp Theory) und Schlagzeuger Jordan Perlson (engagiert von Chris Potter bis zur Blue Man Group). Und ihrem ein wenig überambitionierten aktuellen Konzeptalbum zum Thema »Königinnen aus Geschichte und Literatur« kann es nur gut tun, wenn die opulente Produktion mit einer gefühlt zehnstimmigen Becca, Streichern und bemerkenswerten Gästen von Jacob Collier bis David Crosby (»Altpräsident« ihres Fanclubs, zu dem auch José James und Jamie Cullum zählen), in der Unterfahrt in Richtung jener Intimität reduziert wird, mit der Becca Stevens in Konzerten ihr Publikum zu verzauern weiß. ||

BECCA STEVENS

Jazzclub Unterfahrt | Einsteinstr. 42-44 | **6. Juli** | 21 Uhr | Tickets: 089 44827 94 | www.unterfahrt.de

Am Abgrund

Der Trompeter Chet Baker hat viel gelitten. Nun tut er das auch auf der Leinwand.

RALF DOMBROWSKI

Es ist ein Kammerstück. Chet, Jane, Dick. Der Trompeter, die Liebe, der Freund und Produzent. Alles spielt sich innerhalb dieses Beziehungsdreiecks ab, getragen von der Musik, unterminiert vom Heroin. Robert Boudreau geht dabei relativ frei mit der Geschichte von Erfolg und Scheitern um. Ein paar impulsgebende Figuren tauchen am Rand der Handlung auf, Miles Davis, mit dem Chet eine Konkurrenz von Schwarz und Weiß, Bebop und Cool verband. Der Vater in Oklahoma, der als Musiker einst ähnliche Träume wie sein Sohn gehabt haben möchte, sie aber zugunsten der Familie, vielleicht auch aus Angst vor der Unsicherheit zurücksteckte. Die Dealer natürlich, die ihn versorgten und verletzten. Dizzy Gillespie, die Lichtgestalt, die ihm das Comeback im New Yorker Birdland ermöglichte. Es sind Rädchen im Getriebe der Handlung, die sich jedoch immer um die eine Frage des »Wie kann ich noch?« drehen.



Chet Baker (Ethan Hawke) auf der Bühne und im Gespräch mit Miles | © Alamode Film



Ethan Hawke, an Shakespeare erprobt und an Actionfilmen gestählt, schlüpft in die Rolle des Junkies, den Kopf voller Noten, Träume und Drogen. Ein wenig gleichförmig in der spielerischen Ausgestaltung des Kampfes, den die Liebe in Person der schwarzen Jane (Carmen Ejogo) an Ende nicht gewinnen kann, durchleidet er die Täler der Versuchung, der Frustration und der Ablehnungen, die dem Gescheiterten von der Gesellschaft und den Freunden und Verwandten entgegengebracht werden. Am Anfang von »Born To Be Blue«, in einer Rückblickszenen, sagt Miles zu Chet: »Geh' zurück zum Strand, Hier ist kein Platz für dich. Und komm zurück, wenn du ein bisschen gelebt hast«. In der Mitte des Films, meint Jane: »Du bist dein schlimmster Feind«. Am Ende raunt Chet Dizzy zu: »Ich habe ein bisschen gelebt.«

Historisch wurde übrigens einiges korrigiert. Jane hieß eigentlich Carol Jackson, sie und Chet hatten Kinder und waren seit der frühen Sechzigern liiert. Das Comeback 1973 fand nicht im Birdland, sondern im New Yorker Half Note statt. Und der Produzent Dick Bock war auch nicht nur Gutmensch, sondern verdiente ordentlich mit Bakers Platten. Aber darum geht es nicht. »Born To Be Blue« ist ein Kammerstück rund um den Mythos Kreativität und deren Abgründe. Baker ist die tragische Gestalt dazu. ||

BORN TO BE BLUE

Kanada 2015 | Regie: Robert Boudreau | Mit: Ethan Hawke, Carmen Ejogo, Callum Keith Rennie | 93 Minuten | **ab 8. Juni**



Britt Daniel (rechts) ist der Meister von Spoon | © Michael Zackery

Ein bisschen Kraut

Spoon lieben den Sound der Siebziger. Das macht die US-Band zu einem Liebling der Insider.

DIRK WAGNER

Vorgeschichte Nummer eins: Eine Kölner Band lädt Anfang der siebziger Jahre einen Straßenmusiker in München zum Konzert. Der singt dann ohne vorherige Probe mit. So kam Damo Suzuki zu Can. Vorgeschichte Nummer zwei: Für den Song Spoon mischen Can 1972 erstmals einen Drumcomputer mit dem live gespielten Schlagzeugset von Jaki Liebezeit. Das Ergebnis ist auch im deutschen Durbridge-Thriller »Das Mes-

ser« zu hören, der auch in USA als »Jagged Edge« zu sehen ist. Vorgeschichte Nummer drei: Eine US-amerikanische Band um den Drummer Jim Eno und den Sänger und Gitarristen Britt Daniel ist von eben jenem Can-Soundtrack so begeistert, dass sie sich 1993 von der Musik der Kölner Band inspiriert Spoon nennt. Vor solchem Hintergrund gelingt ihr sodann selbst eine klangverspielte Blues-Adaption, wie sie sich auch der nicht minder experimentelle Camper van Beethoven nicht psychedelischer hätte ausdenken können.

Zwanzig Jahre später nun rücken Spoon ihre Gitarren auf dem neunten Album »Hot Thoughts« in den Hintergrund und schaffen so ein neues, sehr tanzbares Klangbild mit dem verstärkten Einsatz von Synthesizern, Keyboards und elektronischen Beats. Dass sie trotzdem unverkennbar Spoon bleiben, ist nur einer der Gründe, warum das neue Album auch ohne jene Gitarrenriffs früherer Bandklassiker brilliert, die durchaus auch den besseren Songs der Rolling Stones hätten ent-

liehen sein können. Ein anderer Grund dürften die magischen Hände des Produzenten Dave Fridmann sein, der schon das Vorgängeralbum produzierte. Hörbar ist er nämlich auch für die Alben der Flaming Lips verantwortlich, was einen weiteren Vergleich anbietet, der dann aber zügig entkräftet wird. Denn natürlich will eine Band wie Spoon sich gar nicht vergleichen lassen. Zwar bedient sie ganz gemäß ihrer Namensfindung auch auf dem neuen Album gewisse Krautrock-Reminiszenzen. Doch kaum glaubt man den neuen Stil der Band erfasst zu haben, deutet das letzte saxofongetragene Instrumentalstück »Us« eine weitere Entwicklung in Richtung Jazz an. ||

SPOON

Technikum | Grafinger Str. 6 | 19. Juni | 20 Uhr
Tickets: 089 54818181 | www.tonhalle-muenchen.de

Schuldt und Pläne

Das Münchner Kammerorchester widmet sich kommende Saison dem Wandern als musikalische Metapher.

RALF DOMBROWSKI

Es ist das zweite Jahr, die Phase der Bewährung. Den Einstand hat Clemens Schuldt als Nachfolger von renommierten Kollegen wie Christoph Poppen und Alexander Liebreich an der künstlerischen Spitze des Münchner Kammerorchesters (MKO) mit viel Lob hinter sich gebracht. Nun aber steht er vor der ersten Saison, die er als Chefdirigent nicht nur gestaltend, sondern auch planend maßgeblich beeinflusst hat. Schuldt und sein Team haben sich als Motto »Wandern« gewählt, in einem umfassenden Sinn. Und das ist ein weites Feld: »Wandern ist



Das Münchner Kammerorchester | © Sammy Hart

nicht durchweg positiv belegt, vielleicht nur, wenn wir an eine gelungene Bergtour denken. Aber es hat auch mit Abschied zu tun, mit Ermüdung und Erschöpfung, mit Sehnsüchten, dem Wunsch, dem Alltag zu entfliehen, vielleicht auch mit dem Verlust der Heimat – das »Wandern-Müssen«.

Die Vielfalt möglicher Bezugspunkte führt daher zu einem inhaltlich umfassenden Programm in der Saison 2017/18. Manches wird beibehalten, etwa die Abonnement-Konzerte, in deren Rahmen allein vier Kompositionsaufträge an Komponis-

ten wie Jörg Widmann und Fabio Nieder vergeben werden. Eine konzertante Kurzpoper, »Into The Little Hill« von George Benjamin, steht auf dem Programm, außerdem ein Kinderkonzert mit einer eigens von Ali N. Askin geschriebenen Vertonung von »Peterchens Mondfahrt«, so wie überhaupt verschiedene Education-Programme mit viel Energie vorangetrieben werden. Die seit 2003 laufende Reihe mit Komponistenporträts »Nachtmusik der Moderne« in der Pinakothek der Moderne widmet sich diesmal Per Nørgård, Henryk Górecki und Sir Harrison Birtwistle.

Die Reihe MKO Songbook im Schwere Reiter als Kooperation mit München im Speziellen wird fortgesetzt, neu hinzu kommt die Zusammenarbeit mit der whiteBOX im Werksviertel, die das MKO in verschiedenen Projekten mit den Trondheim Voice oder auch der Südtiroler Komponistin Manuela Derer verknüpft. Konzertreisen sind geplant, unter anderem als Orchester in Residence nach Cartagena in Kolumbien und als Gast zum Luosto Classic Festival nach Lappland. Zum Ausklang der laufenden Spielzeit jedoch wird noch einmal gefeiert: Am 8. Juli lädt das MKO zum Kammermusik-Sommerfest in die Villa Stuck, mit Musik in vielen Besetzungen und vielen Räumen. ||

MÜNCHNER KAMMERORCHESTER / KAMMERMUSIK-SOMMERFEST

Villa Stuck | 8. Juli | 18 Uhr | Eintritt frei, aber begrenzter Platz
www.m-k-o.eu

Anzeige

14. RISCHART_PROJEKT 2017

← PARA → SYMPATHIKUS

URBANE RUHE UND UNRUHE
KUNSTAREAL MÜNCHEN

WOLFGANG ELLENRIEDER
BEATE ENGL
ALEXANDRA HENDRIKOFF
VINCENT TAVENNE
INA WEBER
MARTIN WÖHRL

22.6. – 16.7.2017
SÜDWIESE | ALTE PINAKOTHEK
www.rischart.de/art

UBACHT!
Kultur-im-Quartier.de

KULTUR QUARTIER HAIDHAUSEN 2017

22.–25. Juni
Die Ateliers sind geöffnet
am 23., 24. + 25. Juni
von 14:00–21:00 Uhr

www.kultur-im-quartier.de

Neue Galerie
Dachau

NATUR // KULTUR

Positionen der
Münchener Secession
aus Skulptur
und Malerei
12. Mai bis
16. Juli 2017

www.dachauer-galerien-museen.de



Opulente Handwerkskunst prägt die Kollektionen von Dries Van Noten | © Prokino

Dries Van Noten: Flamboyantes Understatement

Suzy Menkes, deren Urteil in der Modewelt gefürchtet wird, sagt über Dries Van Noten: »Seine Kreationen vermitteln Sicherheit. Ohne Korsett.« Die Kleider, die der 1958 geborene belgische Designer seit den achtziger Jahren entwirft, sollen Teil der Persönlichkeit der Männer und Frauen sein, die sie tragen. Seine Entwürfe sind dann gut, wenn sie »heiß wie eine Flambierpfanne« sind, solche Späßchen machen die Mitarbeiter im Antwerpener Atelier. Dries Van Noten, der im Modegeschäft seiner Eltern aufwuchs, erlebte seine Heimat nicht gerade als glamourös. »Belgien war damals das unmodischste Land der Welt«, erinnert er sich. Deshalb wollte er auch den Laden nicht weiterführen, sondern selbst

Mode entwerfen, die anders sein sollte als das, woran man gewöhnt war. Die perfekte Balance von Proportionen, klassischen Elementen, Couture-Formen, ein immenser Respekt vor der Handwerkskunst, Leichtigkeit und Lässigkeit machen seine farbenfrohen, oft blumenübersäten Kollektionen aus – originelle und gleichzeitig tragbare, schmeichelnde Kostüme für einen Sommernachtstraum.

In den neunziger Jahren waren seine Designs der Gegenentwurf zu Jil Sanders oder Helmut Langs Purismus. Van Noten, der äußerlich eher einen Banker als einen Modekünstler vermuten lässt, erzählt in Reiner Holzemers Dokumentation von Formen und Materialien, von Stoffentwürfen, Herstellungs-

prozessen und Arbeitsbedingungen. »In jeder Kollektion gibt es bestickte Teile. Das machen wir, damit die Mitarbeiter in Indien ihre Arbeit behalten«, solche Sätze hört man in dem Film auch. Es ist faszinierend, hinter die Kulissen der großartigen Defiles zu schauen, Zeuge der Aufregung zu werden, die den Weg zu jeder neuen Kollektion prägt. Der deutsche Regisseur Reiner Holzemer, der mit seinen Dokumentarfilmen über Walker Evans, William Eggleston oder Juergen Teller bekannt wurde, hat den Designer monatelang begleitet. Gelungen ist ihm ein Porträt, das den scheuen Dries Van Noten erstaunlich persönlich in seiner Umgebung zeigt. Wegbegleiter wie sein langjähriger Lebensgefährte und

Berater Patrick Vangheluwe, Pamela Golbin, Chefkuratorin des Pariser Musée des Arts Décoratifs, die Modekritikerin Suzy Menkes und die Stilikone Iris Apfel ergänzen das Bild, in dem man Dries Van Noten begegnet. »Magie entsteht dann«, sagt er, »wenn die Leute spüren, dass das Ganze auf Ehrlichkeit und Leidenschaft basiert, dass es von Herzen kommt und auch, dass es in der Realität verankert ist.« || cp

DRIES

Deutschland/Belgien 2017 | 90 Minuten
Regie: Reiner Holzemer | **Kinostart: 29. Juni**

Passanten, Paare, Clowns und Menschen im Café

Spät wiederentdeckt wurde das Werk von Erna Schmidt-Caroll. Wie sie mit pointiertem und freiem Strich Zeitgesichter und Mode um 1930 zeichnete und sich danach als eigentümliche Farbstilistin entwickelte, lässt sich nun im Kallmann-Museum erkunden.

THOMAS BETZ

Die Frauen tragen Hut. Und was für Exemplare! Grafisch-geometrisch mit Bändern und Applikationen akzentuierte Kappen der 20er Jahre, hohe Filzhüte und das weiße Häubchen der rotgeschminkten Serviererin. Besonders die engen Kappen fallen einem auf in der Ausstellung des Kallmann-Museums – und die zeitgemäße Frisur, der Bubikopf, der ja quasi eine frisierte Kappe darstellt. Dessen Schwärze und Glänzen, dessen Schwung und Ecken zeichnet Erna Schmidt-Caroll (1896–1964) grandios, in skizzenhaft-souveräner Art.

Schon auf den Zeichnungen der 6-Jährigen paradiere kunstvoll behütete Frauen und

Orlik. Der war ein einfühlsamer Porträtist und virtuoser Grafiker, zu seinen Schülern zählten auch George Grosz, Hannah Höch und Karl Hubbuch. Aus dieser frühen Zeit ist in der Ausstellung ein Skizzenblatt für das Geburtstagsalbum des beliebten Lehrers zu sehen. Um 1920 legt sich die Meisterschülerin den bis heute rätselhaften Beinamen »Caroll« zu, um sich für ihre Künstlerkarriere leichter identifizierbar zu machen.

Frauen, die rauchen. Routinierte Café-Besucherinnen und besoffen-derangierte Herren mit Zylinder. Varieté-Tänzerinnen und Clowns. Paare und Passanten. Allesamt Typen der Großstadt, wie wir sie aus Plakaten und Filmen, Reklame und der Kunst der neuen Sachlichkeit kennen – vom zynisch-entlarvenden Dix, vom sezierenden Grosz und vom eiskalten Hubbuch. Schmidt-Caroll ist frei im Strich und im Farbauftrag, es gibt hier vieles zu entdecken auf ihren Blättern.

Dass sie 100 Jahre lang nicht in den Kanon der Kunstgeschichte aufgenommen wurde, hat mehrere Gründe. Frauen kommen dort kaum vor, von Ausnahmen abgesehen wie der spät wiederentdeckten Berlinerin Jeanne Mammen. Schmidt-Caroll schuf keine Gemälde, sondern arbeitete auf Papier, was im Kunsthandel und in öffentlichen Sammlungen weniger Aufmerksamkeit fand. Sie war auf diversen Ausstellungen neben namhaften Kollegen vertreten, hatte aber nur eine einzige Einzelausstellung: Die renommierte Galerie Gurlitt zeigte Aquarelle – freilich spät, 1938, als die Hochzeit der Galerie vorbei war und im Nationalsozialismus kunstpolitisch ein anderer Wind wehte. Italienische und Gebirgslandschaften sind nun ihr neues Thema. Auch publizistisch waren für die Illustratorin die »Goldenen Zwanzigerjahre« vorbei. Noch ein Grund: Beruflich war die Künstlerin zweigleisig gefahren, eine Betätigung war die in der »angewandten Kunst«, als Modezeichnerin, Stoffentwerferin. Und kontinuierlich hat sie seit 1922 unterrichtet. An der progressiven Reimann-Schule, erst Modeentwurf, auch Kostümfigurinen, ab 1931 auch in der Aktklasse. Die hauseigene Zeitschrift »Farbe und Form« und die berühmten Reimann-Bälle, für die Schmidt-Caroll mit die Kostüme lieferte, lassen die Vitalität an dieser Lehranstalt spüren.

1942 würdigte sie die Zeitschrift »Gebrauchsgraphik« mit einem Artikel – dann endet das Karriere-Kapitel. Bei der Evakuierung nach Bombenzerstörung konnte sie zunächst viele ihrer Arbeiten retten, verlor aber schließlich 1945 ihr Œuvre bei der Flucht aus Schlesien. Nach dem Krieg, in Landshut und München, arbeitete sie wieder als Illustratorin. Sicherheit bot dann die Lehrtätigkeit als Abteilungsleiterin an der Werkkunstschule in Hannover (1951–1955) und an der Hamburger Meisterschule für Mode (1955–1962). 1963 geschah die erste Wiederentdeckung ihres Werkes: Im Keller des ehemaligen Berliner Ateliers hatten sich Arbeiten gefunden und wurden ihr zugestellt. Auf einigen Blättern erkennt man die nachträgliche Kugelschreiber-Signatur »Erna Schmidt-Caroll (Berlin)«.



»Hochgebirge« | 1956 | Tempera-Mischtechnik, 48,5 x 63 cm | © Nachlass Erna Schmidt-Caroll (2)

Eine Ausstellung freilich kam, auch nach ihrem Tod 1964 in München, nicht zustande. Erst seit Mitte der 1990er Jahre wird sie im Kontext von Privatsammlungen des »Expressiven Realismus« der Maler der »verlorenen Generation« wiederentdeckt und ausgestellt.

»Modezeichnung« steht unten auf dem Aquarell mit dem steilen Pelzkragen-Mantel von 1929. Eines von einigen kleinen Meisterwerken. Schmidt-Caroll schildert auch die Nachkriegs-Tristesse desillusioniert-müder Blicke. Und ihre späten, nicht selten dunklen Temperalandschaften geben schöne Rätsel

auf, wie sich die Natur – Fels und Licht und Pflanzenwuchs – erfassen und kalligraphisch übersetzen lässt. ||

ERNA SCHMIDT-CAROLL

Kallmann-Museum Ismaning | Schloßstr. 3b, 85737 Ismaning | **bis 9. Juli** | Di-So 14.30–17 Uhr | Führungen: **4./15. Juni, 9. Juli**; Dialogführung mit Museumsleiter Rasmus Kleine und Dr. Sibylle Bertheau, der Nichte der Künstlerin: **2. Juli**; jew. 15 Uhr | Die informative, reich illustrierte Monografie der Nachlassverwaltung von 2003 kostet 15 Euro | www.kallmann-museum.de



Erna Schmidt-Caroll: »Dame im Pelzmantel vor Gummibaum« | 1929 | Aquarell, 38,2 x 31 cm

Mädchen mit Kinderwagen, Schirm, Blumen, Täschchen und Paketchen. Und in einem Skizzenbuch der 11-Jährigen ist – mit erstaunlicher Beobachtungsgabe und zeichnerischer Umsetzung – die Freude an der Mode zu spüren, an bebänderten, befiederten und mit Schleiern besetzten Hüten und schwingenden Röcken, an Bewegungen und Blicken. 1914 waren Frauen noch nicht zum Studium an der Kunstakademie zugelassen. Die von dem Architekten Hans Poelzig geleitete Königliche Kunst- und Gewerbeakademie in Breslau war eine seltene Ausnahme, und hier schrieb sich Erna Schmidt ein. Das Studium bricht sie ab, nachdem sie einen Aufsatz des Kulturreformers Hermann Muthesius über die Modeindustrie gelesen und diesem Arbeitsproben gesandt hatte – denn Muthesius vermittelte ihr eine Stelle als Entwurfszeichnerin am berühmten Berliner Modehaus Gerson. Ein kurzes Intermezzo, der nächste Schritt war der richtige: Sie studierte 1917 bis 1920 an der fortschrittlichen Unterrichtsanstalt des Staatlichen Kunstgewerbemuseums in Berlin bei Emil

Anzeige

35. 60

#FFMUC

35.
INTERNATIONALES
FILMFEST
MÜNCHEN

22.06. – 01.07.2017

GASTEIG FESTIVAL CENTER
ARRI KINO CITY KINOS ATELIER FILMMUSEUM
GLORIA PALAST HFF MÜNCHEN
KINOS MÜNCHNER FREIHEIT RIO FILMPALAST
FILMTHEATER SENDLINGER TOR
THEATINER FILM

PROGRAMM ONLINE AB 9. JUNI
TICKETS AB 12. JUNI

filmfest-muenchen.de

Eine Ruhezone für die Kunst

Für sechs Wochen macht das RischArt-Kunstprojekt die Südwestwiese vor der Alten Pinakothek zu einer temporären Ausstellungsfläche.

QUIRIN BRUNNMEIER

Kaum wärmt die Sonne die Luft auf erträgliche Temperaturen, zieht es die Münchner nach draußen. In Parks, auf Grünflächen und Cafétterrassen. Auch die Wiese zwischen dem Kunsttempel Alte Pinakothek und der Filmhochschule eignet sich bestens, um nach einem anstrengenden Ausstellungsbesuch der trockenen Museumsluft zu entfliehen, Ruhe einkehren zu lassen und sich für einen Moment den Anstrengungen des städtischen Lebens zu entziehen. Vielleicht nutzt man so eine Pause auch für ein kleines Nickerchen.

Solchen Momenten der Ruhe, mitten in einer pulsierenden Stadt, widmet sich das RischArt_Projekt 2017. Die Kuratorin Katharina Keller hat dafür sechs Künstler gebeten, sich mit skulpturalen Arbeiten zum Thema »Parasympathikus« zu beteiligen. Diese Komponente des vegetativen Nervensystems, auch »Herr des Schlafes« genannt, steuert den Prozess der Entspannung und hilft uns, unser System herunterzufahren. Sein Antagonist, der Sympathikus, versetzt uns in Spannung und erhöht unsere Leistungsfähigkeit. Zwischen 22. Juni und 16. Juli 2017 werden auf besagter Südwestwiese vor der Alten Pinakothek nun begehbare Interventionen, architektonische Skulpturen und Installationen gezeigt, die diese polaren Beziehungen



Magenta-Rausch in Wolfgang Ellenrieders »Dach über dem Kopf« | © RischArt

zwischen Spannung und Entspannung, Stress und Ruhe verhandeln sollen.

In ihrer an einen buddhistischen Tempel erinnernden Installation »Para-Pagode« will die Bildhauerin Alexandra Hendrikoff Momente der Entschleunigung ermöglichen. Beate Engl, die letztes Jahr Teil der »Favoriten III«-Ausstellung im Lenbachhaus war, schickt wiederum während der Laufzeit des Projektes täglich einen Drehorgel-Streitwagen durch die Straßen des Kunstareals, der als rasender Informationsverbreiter



Hier lässt es sich gut ruhen: die Wiese vor der Alten Pinakothek © Veranstalter

aktuelle Nachrichten in die Stadt tragen soll. Kunst zwischen Burn-out und Meditation? Der Berliner Künstler Vincent Tavenne präsentiert mit »Blaues Tempelchen« eine architektonische Skulptur und Ina Weber spricht mit einer Garteninstallation die ungewisse Sehnsucht nach einer idealen Welt an. Drei funktionale Elemente von Martin Wöhrl bilden ein Ensemble aus minimalistischen Stahlskulpturen und in Wolfgang Ellenrieders skulpturaler Installation »Ein Dach über dem Kopf« trifft Bauhaus auf Favela: Holzpaneele und Fertigmateriale aus dem Baumarkt, eine Fassade, die fast gebastelt wirkt. Und doch sind im Inneren der architektonischen Struktur ungewohnte, farbliche Einblicke zu entdecken. »Man soll in meiner Arbeit mit den eigenen Sinnenorganen in eine andere Welt eintauchen. Eine Verunsicherung des Betrachters findet statt, der sich plötzlich in zwei Welten gleichzeitig befindet«, so Wolfgang Ellenrieder, der in seinem Werk Sonnenlicht als zusätzliche Farbe benutzt. »Man kann das, was man erlebt, nicht direkt steuern, ähnlich dem vegetativen Nervensystem. Man taucht aus der Hektik des Stadtraums in einen anderen Bereich ein.«

Ist es möglich, eine Oase der Ruhe zu schaffen, im Herzen einer Stadt wie München, zwischen Trambahnen und mehrspurigem Autoverkehr? Im Idealfall wird das RischArt-Projekt 2017 ein temporärer Rückzugsort mit und von der Kunst, einladend, anregend und (ent-)spannend. ||

14. RISCHART_PROJEKT 2017: PARASYMPATHIKUS. URBANE RUHE UND UNRUHE
Kunstareal München, Südwestwiese / Alte Pinakothek
22. Juni – 16. Juli | www.rischart.de

Anzeige

WOHNT

MÜNCHNER
KAMMERSPIELE

THEATER DER STADT

INFOS & BESTELLUNG
UNTER 089 / 233 966 02
WWW.KAMMERSPIELE.DE

WOLFGANG

MÜNCHNER
KAMMERSPIELE

THEATER DER STADT

ABONNEMENT 1st 2nd 3rd 31

DER MÜNCHNER KAMMERSPIELE SPIELZEIT 2017/18



Jürgen Katzenberger überrascht mit grafischem Hairstyling
© Jürgen Katzenberger
Scharfer Blick:
Das Schaufenster von Optik Hartogs
© Hartogs
Alexandra Lukaschewitz dekoriert und kommentiert je nach Saison
© A. Lukaschewitz

ANGELIKA OTTO

Schaufenster bieten nicht nur Läden und Produkten die Gelegenheit, sich zu präsentieren, sondern sind das Gesicht der Stadt oder eines Viertels, das Fremde als erstes wahrnehmen, wenn sie durch die Straßen schlendern. Sie können die Umgebung beleben – und auch als Medien genutzt werden, mit denen man ungefiltert und spontan auf die Öffentlichkeit einwirken kann. Der Atelierbesuch dieser Ausgabe widmet sich deshalb solchen kleinen Kunst-Auslagen und Fensterbildern, jederzeit einsehbar und vielerorts mit direktem Künstlerkontakt. Ein Blick in Schaukästen und Schaufenster, die nicht bezwecken, aus Passanten Konsumenten zu machen oder eine Institution zu verkörpern, sondern irritieren und zum Nachdenken anregen wollen. Oder einfach nur erfreuen und revitalisieren.

Auch wenn heute weniger Zeit zum Flanieren bleibt und viele im Internet einkaufen – Schaufenster waren und sind ein Massenmedium. Speziell seit der Belle Époque entfaltet und steigerten sie ihre Anreize und Verführungskraft. Der Schaufensterbummel zu den nachts erleuchteten Waren-Vivarien wurde zum kapitalistischen Volkssport. Kaufhäuser stellten spezielle Reklamefachkräfte und Künstler als Dekorateur ein. In Fachliteratur und Theorie werden sie auch »Geschmack prägende moralische Anstalten« genannt. Der Kulturreformer Alfred Lichtwark, Direktor der Hamburger Kunsthalle, sah sie als Chance für einen »beständigen öffentlichen Lehrkursus«. Sie wurden Werkzeuge ideologischer Propaganda oder Schauplätze künstlerischer Botschaften, etwa von Andy Warhol und Salvador Dalí oder den Provokationen der Performance Art. Geblieben ist der mehr oder weniger moralische Kommerz – und die Imagebildung: Auch heute leisten sich viele der großen Mode- und Schmuckunternehmen in den Großstädten den Einsatz von Künstlern und Designern, um spektakuläre Schaufenster-Inszenierungen zu platzieren, in denen das Produkt oft nur eine untergeordnete oder gar keine Rolle zu spielen scheint.

Pinokiothek und Kreativwirtschaftsstandort

In diesem Kunstspaziergang freilich soll es nicht um die großen Bühnen der Fußgängerzone oder der Maximilianstraße mit ihrer vorrangigen Konsumästhetik gehen, sondern um ganz besondere Glaskästen, in denen ästhetische oder gesellschaftliche Nachrichten inszeniert werden. So gibt es in der Maxvorstadt neben den Pinakotheken auch noch eine Pinokiothek der Moderne, ein Schaufenster in der Augustenstraße 100, das schon seit 8 Jahren unter der Ägide des Künstlerpaares Klaus Dieltl und Stephanie Müller mit wechselnden Kleinausstellungen bestückt wird. »Immer eine Nasenlänge voraus« ist der Leitspruch des Schaukastens, der von jedem Künstler oder Kreativen genutzt werden kann, dessen Konzept überzeugt. Momentan dient der kleine Off-Space Martin Krejci vom »Institut für Leistungsabfall und Kontemplation« als Ort scheinbar wahllos gehängter »Pseudo«-Dokumente des Künstlers, vom Röntgenbild bis zum Führungszeugnis. Krejci spielt als »wichtigster Tesafilmkünstler Deutschlands« auch mit dem gängigen Kunstjargon. Ein genaueres Studium bei der Frage »Wer kennt diesen Mann?« reißt die Passanten kurze Zeit aus der durchgenormten Effektivität ihres Tages und schenkt ihnen ein paar Momente der Kontemplation und Reflexion.

Ein weiterer Kunstraum hinter Glas findet sich in der U-Bahn-Station Universität, der regelmäßig von Studierenden der Kunstakademie mit speziellen Projekten belebt wird. Der Kunstverein zeigt in seinem Schaufenster in den Hofgartenarkaden eine kontinuierliche Gruppenausstellung »Theatre of Measurement« (bis 20. Dez.). Und seit Mitte 2016 finden sich



Kunst hinter Glas, die sich flüchtigen Blicken oder platten Nasen preisgibt: ein Atelierbesuch als Schaufenster-Spaziergang.



zwei Schaukästen sogar direkt am Marienplatz. In der Donisl-Passage ermöglicht das Kompetenzteam Kultur- und Kreativwirtschaft interessierten Künstlern und Kreativen eine Ausstellungsfläche im Herzen der Stadt. Aktuell (bis 13. Juni) zeigt ein Fenster Tiermosaikskulpturen von Karin Gerwien, das andere das Fotografie-Projekt »Habseligkeiten« der Künstlerin Martina Prutscher, die den Inhalt der Taschen ihrer Freunde zur Schau stellt.

Eine der bekanntesten und traditionsreichsten Schaufenster-»Bühnen« der Stadt schließlich findet man in der Leopoldstraße 27. Seit mehr als 20 Jahren zieht das Schaufenster von Optik Hartogs die Blicke der Münchner mit oft politischen Statements und Installationen auf sich. Aktuell ist eine Reaktion auf Trumps frauenfeindliche Kommentare zu sehen, die von den beiden dem Laden den Namen gebenden Geschäftsführern installiert wurde. Außer ihnen bespielen ihr Kompagnon Kai Steggewentz und die Künstlerinnen Maren Strack, Dorit Lang und Astrid Dengiel diese Fensterbühne regelmäßig.

Fakes und Fensterbilder

Das Gesicht Neuhausens prägen zwei Künstlerateliers in ehemaligen Ladengeschäften mit, die ihre Schaufenster als Ausstellungsfläche nutzen. Der Künstler und Designer Jürgen Katzenberger, der in der Schulstraße 21, »im Herzen des Rotkreuzplatzneuhausens«, firmiert, liebt es, Passanten zu irritieren und ihr »Schubladendenken aufzuweichen«. So stellte er letztes Jahr mehr als ein Dutzend verschiedenfarbige Caps und später Damenschuhe aus, die jedoch alle aus Papier hergestellt waren. Viele Passanten interessierten sich für die Produkte, doch aus einem intendierten Käppi- oder Schuhkauf wurde so ein Gespräch über Kunst und Täuschung. Katzenberger sieht seine Werkstatt, die er gemeinsam mit der Künstlerin Yani Wang nutzt, als »offenes Atelier«, das das Viertel beleben soll. Zu Ostern hatte er Kunden eingeladen, durch ein Bilderrätsel in Interaktion mit der Schaufensterkunst zu treten.

Nach Überquerung des Mittleren Rings und in einem unbekannteren, aber nicht weniger schönen Teil von Neuhausen angelangt, dem St. Vinzenz-Viertel, fällt einem in der Blumenburgstraße das Schaufenster der Hausnummer 57 auf. Es gehört der »Gestalterin für schöne Dinge«, Alexandra Lukaschewitz. Schon seit 10 Jahren gestaltet sie ihr Ladenfenster mit »Fensterbildern«. Ursprünglich als Prokrastationsprojekt der Illustratorin und Papierkünstlerin gedacht, wurden ihre Präsentationen mit Papiertaxidermien, Collagen und Kostümen schnell so beliebt, dass ihr Schaufenster nicht nur das Leben der Passanten beeinflusst, sondern auch ihr Leben umgekrempelt hat. Inzwischen arbeitet die einst am Computer gestaltende Designerin fast ausschließlich analog und stattdessen mit ihrer Kunst Showrooms ebenso aus wie private Kunden. Ihre Fensterbilder haben nicht nur aktuelle Bezüge wie etwa zu der beliebten amerikanischen Serie »Game of Thrones«, sondern spielen oft auf Münchner Ereignisse oder Menschen und Tiere an, die ihr etwas bedeuten. So kommentierte sie das Oktoberfest mit einem Dackelkarussell mit Biermamsell und

Instant Instagram für Passanten

wird im Juni wohl Bezug auf das Skateboardevent Munich Mash oder die 850-Jahre-Jubiläumsfeier (23.–29. Juni) ihres Stadtviertels Neuhausen nehmen »Mein Fensterbild ist für mich wie Instant Instagram. Die Leute reagieren direkt darauf und geben mir Feedback.« Ästhetik und einen feinen Witz strahlen ihre Tierfiguren mit Charakter, ihre Robotoren, Dinos und Vögel aus, die in wechselnden Arrangements in Szene gesetzt werden.

Schaufenster wie diese findet man speziell auch in Untergiesing am Hans-Mielich-Platz oder im Glockenbachviertel, meist bei Designern, Grafikern oder Künstlern. Gerade auf den Viertelfesten, den Kultouren, manchmal parallel zu den Hoflohmärkten und weiteren Aktionen wie »dein Viertel leuchtet«, kann man sich vom kreativen München abblinzeln und in den Bann ziehen lassen. ||

Pinokiothek der Moderne | Augustenstr. 100

www.flachware.de/klaus-erich-dietl/

AkademieGalerie München | U-Bahn Universität, Zugang Nord

www.adbk.de/de/aktuell/akademiegalerie.html

Kunstverein München | Galeriestraße 4

www.kunstverein-muenchen.de/de/programm

Optik Hartogs | Leopoldstr. 27

www.optik-hartogs.de/hartogs-installationen.html

Jürgen Katzenberger | Schulstr. 21

www.juergenkatzenberger.com

Alexandra Lukaschewitz | Blumenburgstraße 57

<http://lukaschewitz.de>

Anzeige



Andromeda
Sternbildkarten von Heribert Haselstein
Skulpturen von Heike Schaefer
11.5. – 29.6.2017



Geöffnet (ohne Feiertage)
Mo – Do 8 – 17 Uhr Fr 8 – 13 Uhr
23.5. Tastführung
28.6. Führung Leichte Sprache

Galerie Bezirk Oberbayern
Prinzregentenstr. 14
80538 München
gegenüber Haus der Kunst
www.kunst-inklusive.de

Soziales | Gesundheit | Bildung | Kultur | Umwelt | Heimatpflege

GALERIE
BEZIRK
OBERBAYERN

bezirk oberbayern

ERIKA WÄCKER-BABNIK

Rund siebzig Galerien gibt es in München. Zusätzlich ermöglichen zahlreiche Institutionen die Begegnungen mit zeitgenössischer Kunst. Eine aktuelle Auswahl bei freiem Eintritt.

ULRICH SCHMITT

Galerie f5,6 | Ludwigstr. 7 | bis 21. Juli
M-Fr 12-18, Sa 12-15 Uhr

Im Zeitalter von Handybild und Photoshop hat man fast schon vergessen, dass die Fotografie ursprünglich ein aufwändiges handwerkliches Verfahren war, und zwar nicht nur die analoge Aufnahme selbst, sondern das anschließende Abziehen und Entwickeln mit speziellen Chemikalien und Papieren im Labor. Man kennt die bläulich bis bräunlich-sepiafarbenen Aufnahmen aus der Frühzeit der Schwarz-Weiß-Fotografie, und so könnte man die antiquiert erscheinenden Blumenbilder und Berglandschaften in der aktuellen Ausstellung des Münchner Fotografen Ulrich Schmitt auf den ersten Blick für Vintage-Abzüge halten. Deren Verortung im 21. Jahrhundert erkennt man allenfalls im fehlenden Passepartout sowie in der künstlerisch-konzeptuellen Herangehensweise und Präsentation der Fotografien. Auch wenn man nicht um die Hintergründe ihrer Entstehung weiß, ziehen einen die monumental nach klassischen Kompositionsprinzipien ins Bild gesetzten, gestochen scharf und nahezu metallisch wirkenden Blüten und Blätter unwillkürlich in den Bann. Sind die fein drapierten Blätter tatsächlich nur eine Geranie, die artifizielle Rosette eine Hortensienblüte? Die Art der Pflanze erscheint plötzlich sekundär, es ist die feine Struktur jedes noch so kleinen Details, die selbst die vertrauteste Blüte zur künstlerischen Form erhebt. Hier gibt es kein leuchtendes Rot oder tuffeliges Altrosa, das das Augenmerk auf sich zieht, sondern nur eine fein abgestimmte, hoch differenzierte Tonigkeit, mit der die Strukturen in den Handabzügen präzise herausgearbeitet sind.

Es sind die chemischen Prozesse im Labor, die diese ganz eigene Ästhetik entstehen lassen, und sie sind es, die Ulrich Schmitt interessieren. Das Hantieren mit den hochgiftigen



Ulrich Schmitt: »Geranien_2006_02A_SPd«
2006 | Schwefel-Palladium-Gelatine Print, 35,5 x 28 cm,
Unikat | © Ulrich Schmitt

Chemikalien – Quecksilber, Palladium, Uran –, in die die Blätter jeweils für wenige Minuten getaucht werden, erfordert neben besonderen Sicherheitsmaßnahmen wie Handschuhen und Kittel höchste Konzentration, Erfahrung und Zeit. Zwei Wochen kann so ein Prozess schon mal dauern. Die unterschiedlichen Ergebnisse der Versuche sind Bestandteil des künstlerischen Konzepts: Ein Motiv wird in drei Teile geschnitten und verschiedenen Chemikalien ausgesetzt. Wieder zusam-

mengefügt und im Objektrahmen unter Nennung der verwendeten Stoffe präsentiert, lässt sich das Experiment für den Betrachter nachvollziehen. Oder ein Motiv erscheint in Serie mit unterschiedlicher Färbung. Die Konsequenz: Jedes Blatt ist ein Unikat, es gibt keine Auflagen.

Anders als bei seinen Pflanzenmotiven, die ihm nur ein paar Schritte zum häuslichen Balkon abverlangen, nimmt Ulrich Schmitt bei seiner Bergserie »Borderline« eine große Kraftanstrengung in Kauf: Auf nur für Geübte zugänglichen Wegen, auf 3000 Metern Höhe im Grenzgebiet zwischen Österreich und Italien spürt er den Schauplätzen des Ersten Weltkriegs nach, dessen Relikte noch überraschend präsent sind: Altes Mauerwerk komplex angelegter Behausungen und Wehre, verrottende Kanonen, alte Schützengräben – Ulrich Schmitt fängt die Aura dieser Szenarien in seinen Schwarz-Weiß-Aufnahmen ein.

JAMES TURELL

ALIEN EXAM I ATEN REIGN

Häusler Contemporary München
Maximilianstr. 35 | bis 28. Juli | Mi-Fr 14-18 Uhr

Eine Präsentation mit Werken von James Turrell (*1943 in Los Angeles) ist immer ein Ereignis, einerseits weil sich der weltweit renommierteste Lichtkünstler eher seltener auf Ausstellungen einlässt, zum anderen, weil seine Werke tatsächlich einzigartig sind. Die



James Turrell: »Perceptual Cell Series: Alien Exam«
1989 | Installation | 260 x 150 x 50 cm | Foto: © Florian Holzherr, Courtesy: Der Künstler und Häusler Contemporary München / Zürich

Ausstellung in der Galerie Häusler ist es umso mehr, als hier das erste Exemplar aus der Serie der »Perceptuell Cells« (1989) zu sehen und erleben ist – eine jener laborartigen Installationen, in denen man die Farblicht-Experimente Turrells individuell erfahren kann. Eine Dame im weißen Kittel ist für die Betreuung der Probanden und die technische Bedienung des Maschinenraums abgestellt. Gegen Voranmeldung können sich Interessenten für eine Viertelstunde auf die Liege in der Kammer begeben und sich unter der Kuppel dem variierenden Lichtspiel aussetzen.

Seit den 60er Jahren erforscht James Turrell die Wahrnehmung von Licht in verschiedenen Architekturen. Seine größte Arbeit ist dabei der »Roden Crater« in der Wüste von Arizona, ein riesiges Licht-Observatorium mit zahlreichen Kammern und Schächten. Gegenüber den raumfüllenden Installationen, die häufig eine längere Einlassung für die Lichterfahrung erfordern, ermöglichen die »Perceptuell Cells« in verdichteter Weise eine Art komprimiertes Farberlebnis. Ergänzend zu der Lichtkammer wird eine Auswahl der Inkjet-Prints präsentiert: 2013 hat im Rahmen der großen Turrell-Ausstellung eine spektakuläre 50-minütige Lichtinstallation in der berühmten Rotunde des Guggenheim-Museums für eine der seltenen Ganzfelderfahrungen und damit für ein nie dagewesenes Medien- und Publikumsinteresse gesorgt. Die Fotografien von der Installation geben den lichtatmosphärischen, entmaterialisierten Eindruck beim Blick in das sich nach oben verjüngende Rampenauge in Form von konzentrischen Medaillons wieder. Die Ringe mit den unterschiedlichen Farbverläufen in Rot-, Magenta- und Grüntönen, die wie aquarelliert wirken, sind nur im Wissen um das Ambiente als lichtdurchflutete Architektur wahrnehmbar. Von den ursprünglich 32 Triptychen, die von diesem Ereignis existieren, werden in der Galerie die letzten verfügbaren Blätter der Serie präsentiert.



Pierre Tal Coat: ohne Titel | 1983 | Tusche auf Papier, 11,5 x 40 cm | © Succession Tal Coat / ADAGP Paris 2017

PIERRE TAL COAT

PAPIER ALS LANDSCHAFT

Florian Sundheimer Kunsthandel
Odeonsplatz 16 | bis 24. Juni
Mi-Fr 14-18.30, Sa 11-14 Uhr

Es ist eine zarte Annäherung an den französischen Maler und Zeichner Pierre Tal Coat (1905–1985), dessen Name und Werk hierzulande nur Kennern geläufig sein dürfte. Die im großzügigen Ausstellungsraum der Galerie Sundheimer sehr ästhetisch konzipierte Präsentation der wenigen, eher kleinformatigen Werke wirkt entsprechend reduziert. Der knappe Einblick in einzelne Aspekte des im Prinzip breiten malerischen und zeichnerischen Schaffens von Tal Coat kann einem dieses Werk nur bedingt erschließen, macht aber Appetit auf mehr: pastose, nahezu reliefartige erdige Farbtafeln in Objektrahmen; durchscheinende Aquarelle mit fließenden Farbverläufen; minimalistische, mal großflächig, mal streng linear angelegte Tuschezeichnungen; demgegenüber einige reduzierte Porträtzeichnungen auf Papier. Eine Reihe französischer Kataloge, u. a. eine soeben erschienene Monografie, liegen zur weiteren Entdeckung und Vertiefung bereit. Im Centre d'Arts Plastiques Royan an der Westküste Frankreichs wäre zudem derzeit eine umfassende Retrospektive zu sehen.

Pierre Tal Coat gilt als sogenannter »Künstler-Künstler«, also als einer, der zunächst vor allem von Kollegen wie Masson, Giacometti und Chillida geschätzt wurde. Heute zählt man ihn zu den wichtigsten Nachkriegskünstlern des französischen Tachismus, der lyrischen Spielart des abstrakten Expressionismus. Dem Sohn eines Fischers und einer Bäuerin waren die Landschaft und Natur der Bretagne, die Steine, die Wälder, das Meer, »die keltische Seele«, wie er selbst einmal sagte, lebenslang Quelle der Inspiration. »Holzgesicht« bedeutet auf Bretonisch sein anstelle des Geburtsnamen Jacob angenommenes Pseudonym. Im Kreis der Pariser Künstler und Intellektuellen löste er sich von der anfänglichen Figuration und fand zu einer direkten und impulsiven Ausdrucksform. In den 50er Jahren war er auf der documenta I und II vertreten, in den 60er bis 80er Jahren hatte er vor allem in Frankreich etliche große Einzelausstellungen.

ANDROMEDA

STERNBILDKARTEN VON HERIBERT HASELSTEIN SKULPTUREN VON HEIKE SCHAEFER

Galerie Bezirk Oberbayern
Prinzregentenstr. 14 | bis 29. Juni
Mo-Do 8-17, Fr 8-13 Uhr



Heribert Haselstein:
»Sci-Fi – Maschinenkarte« | 2016
Zeichnungscollage
Digitaldruck koloriert,
42 x 29,7 cm | Foto:
Christine Rosendahl

Es ist tatsächlich so, als würde man durch das Weltall schreiten, vorbei an fremdartig geformten Planeten, technoiden Raumkörpern und fernen Galaxien. Andromeda, das nach der griechischen Göttin benannte Sternbild am nördlichen Himmel, ist Namensgeber für die Ausstellung mit komplexen Sternbild-Karten und Raumschiff-Fantasien von Heribert Haselstein (*1961 in Altötting) sowie skulpturalen Objekten der Münchner Bildhauerin Heike Schaefer (*1957 in München). Deren sehr differenziert geformte, biomorphe Plastiken aus textilen Materialien, Wellpappe, Bronze u. a. schweben an dünnen Nylonfäden auf Augenhöhe und laden mit ihren haptischen Oberflächen zum Anfassen ein – Berühren ist in der Ausstellung ausdrücklich erlaubt, richtet sie sich doch im Rahmen des Inklusionsprogramms auch an Menschen mit Sehschwäche. Abgeleitet von geometrisch-mathematischen Formen wie der Möbiusschleife sowie von



Heike Schaefer: »Labyrinth« | 2016
Baumwolljersey genäht, mit Watte gefüllt, Epoxidharz,
Acrylfarbe, 38 x 62 x 40 cm | Foto: Heike Schaefer

naturhaft entwickelten (Zell-)Strukturen und Wachstumsformationen stellen die Objekte ganz unabhängig von jeglicher asteroiden Assoziation interessante Variationen von plastischer Formgebung und Oberflächengestaltung vor. Die Künstlerin, die an der Münchner Kunstakademie studiert hat, ist international bekannt für ihre auch an archaischen, asiatischen und afrikanischen Formensprachen und Techniken orientierten Plastiken und Skulpturen. Auf formal überraschende Weise fügen sich die klar strukturierten, schwebenden Objekte zu den dichten, kolorierten Konstruktionszeichnungen von Heribert Haselstein an den Wänden. Seine Ausbildung als technischer Zeichner, sein Interesse an Science Fiction und an Reisen in die Welt der Fantasie und des Unbewussten verdichten sich in den »Sternbildkarten der Seele«, so die Bezeichnung des Künstlers für seine vielschichtigen, futuristischen Kompositionen. Doch nicht nur Sternbilder und Eiskristalle scheinen für die Bildwelten Haselsteins prägend, sondern sichtlich auch ein Hang zu schematischen Maschinenkonstruktionen und Raumschiffen. Zusammen mit den Plastiken von Heike Schaefer versetzen die Zeichnungen die Besucher in eine fremde Galaxie, die zu erkunden Spaß macht und auch in rein bildkünstlerischer Hinsicht anregend ist. ||



Ceren Oran | © Martin Baier

In einem Studio der Tanztendenz steht ein Laufband. Ohne Haltegriffe. Eine Sonderanfertigung für die Münchner Tänzerin, Choreografin und Soundpainterin Ceren Oran. Dafür hat sie die Sicherheitseinstellungen deprogrammieren lassen, das Finetuning geändert, was schnelle Beschleunigung, aber auch extreme Langsamkeit ermöglicht. Nach einer Research-Phase treffen sich hier alle, um das Stück zu erarbeiten. Drei Performer lässt Oran auf drei Laufbändern tanzen: Mit dem türkischen Schauspieler und Performer Çağlar Yiğitoğullari hat Ceren Oran schon 2016 in »I need a man to perform this duet« zusammengearbeitet. Die israelische, in München lebende Tänzerin Daphna Horenczyk kennt sie vom Studium bei SEAD in Salzburg. Jaroslav Ondruš arbeitet in Prag, wo er 2016 als tschechischer Tänzer des Jahres ausgezeichnet wurde. Die Sounddramaturgie erarbeitet der Komponist, Produzent und international gefragte DJ Hüseyin Evirgen, der auch am Salzburger Toihaus Theater Tanz- und Performanceproduktionen geleitet hat. Live mit auf der Bühne stehen wird der Saxofonist Simon Couratier, den Oran vom Soundpainting kennt und als sehr versiert und reaktions-schnell im Umgang mit Realtime-Anforderungen erlebt hat. Er stößt erst später dazu, wenn schon erste Strukturen entwickelt wurden.

Über das atemberaubende Tempo der Zeit klagte man schon Anfang des 20. Jahrhunderts. Wie extrem empfinden Sie die Beschleunigung heute?

Die immer weiter wachsende Menge an Erfahrungen, Anforderungen, Zielen und Informationen verursacht eine ständige Überforderung. Ich jedenfalls fühle mich stärker gestresst, weil ich mehr und mehr in kürzerer Zeit erledigen muss. Mit dieser persönlichen Erfahrung aus den letzten Jahren wollte ich mich in einem Stück auseinandersetzen. Angeregt auch von dem Buch des Historikers Yuval Noah Harari, der in »Sapiens« die Menschheitsgeschichte als eine der zunehmenden Geschwindigkeit, Leistungssteigerung und daraus resultierenden Überforderung beschreibt.

Wie vermitteln Sie Ihre Anliegen und können die Performer ihre Erfahrungen mit dem Thema einbringen?

Für mich ist es eine Herausforderung, denn ich tanze zum ersten Mal nicht mit, kann meine persönlichen Gefühle und Absichten nicht selbst zum Ausdruck bringen und körperlich auf das Publikum übertragen. Wir diskutieren also, und Probleme mit dem Zeitdruck – so hat sich herausgestellt – teilen wir auf vielerlei Weise. Ich arbeite mit Tasks, die ich konzipiert habe, kommuniziere meine Ideen, und daran können die Performer eigene Erfahrungen anschließen.

Warum ein Laufband?

Das Laufband ist eine Metapher für die Zeit, für ein System, das uns ständig herausfordert. Es tänzerisch und choreografisch zu nutzen ist eine bedeutsame Erfahrung für uns alle. Ich lote bei der Probenarbeit die persönlichen Beziehungen zu dieser »Maschine« aus. Vieles hat sich schon nach wenigen Tagen stark entwickelt. Dass wir unsere Kapazitäten rascher erweitern und intensiver auszuschöpfen versuchen, hat übrigens auch mit dem »Rush« zu tun. Und dass wir dabei an und über Grenzen gehen. So etwas passiert auch bei den Proben. Heute zum Beispiel musste Çağlar mit dem sehr langsam eingestellten Tempo des Laufbands zurechtkommen und wollte es mit der Energie seiner Schritte beschleunigen.

Und wie finden Sie Formen? Wie bauen Sie die Struktur des Abends?

Vor dieser Frage stehen wir gerade. Wir merken mehr und mehr, wie auf den Laufbändern

Im Tempo der Tretmühle

Schnelligkeit können wir trainieren, bis wir an unsere Grenzen kommen. Aber wozu? Und können wir noch mit Langsamkeit umgehen, fragt die Tänzerin und Choreografin Ceren Oran. Ein Gespräch zu Beginn der Probenzeit für »Rush Hour«.

Bewegungsmaterial nicht funktioniert. Formen werden abgelenkt, verlieren an Qualität und man benötigt eine ganz andere Koordination als gewöhnlich. Ein Dilemma, das hoffentlich interessante neue Formen provoziert und neue Qualitäten bei den unterschiedlichen Körpern der Performer hervorbringt. Wir arbeiten daran (lacht). Es gilt auch Schwierigkeiten beim Beschleunigen und bei hoher Geschwindigkeit zu meistern. Dabei entstehen Metaphern und Bilder, Emotionen und Assoziationen, die wir vermitteln. Es wird jedenfalls keine Fitness-Choreografie!

Warum einen einstündigen Abendfüller? Auch ein langgezogenes oder ganz kurzes Stück könnten das Zeitgefühl verdichten oder verändern.

Der Titel »Rush Hour« bringt auf den Punkt, dass wir die Zeit in Stunden messen, uns beeilen, um irgendwo anzukommen – und dabei feststecken. Ein Stunde ist auch ein vertrauter Zeitraum, um – wie die Performer – eine Aufgabe auszuführen. Wir diskutieren gerade, ob innerhalb dieser gegebenen Spanne Zeitpunkte, Einsätze signalisiert werden oder nicht. Jedenfalls müssen sich die Performer ständig dessen bewusst sein, was sie tun und wie lange und wie schnell oder langsam. Das kann eben zugleich Stress bedeuten.

Auch die Musik liefert unterschiedliche Zeitspuren, die sich überkreuzen. Hüseyins elektronischer Sound aus den Lautsprechern bildet die Basis und steht für das Hamsterrad. Das Live-Saxofon pointiert die persönlichen Emotionen. Ich habe hier nicht zur menschlichen Stimme und Artikulation gegriffen,

sondern finde es reizvoll, die Möglichkeiten des Saxofons zu nutzen, sein Schreien, seine Zärtlichkeit, sein Atmen. Es klänge auch kraftvoll, wenn es von außen zugespielt würde – aber live! Bei Soundpainting-Experimenten habe ich erlebt, wie intensiv das Saxofonspiel auch als Bewegungsform sein kann. ||

INTERVIEW: THOMAS BETZ

RUSH HOUR

Schwere Reiter | Dachauer Str. 114
22.–25. Juni | 20 Uhr | Tickets: 089 7211015
oder reservierung@schwerereiter.de und
Abendkasse

|| VORMERKEN! ||

20. Juni bis 1. Juli

SOMMERSZENE 17

Verschiedene Spielorte | Info und Tickets:
www.szene-salzburg.net/sommerszene-17/

In Salzburg eröffnet die Sommerszene mit der fabelhaften Louise Lecavalier (20./21.6.), es gibt – unter anderem – ein Wiedersehen mit »Built to Last«, Meg Stuarts Kammer-spiele-Produktion aus der Ära Simons (28./29.6.), und die junge Choreografin Claire Croizé buchstabiert in »EVOL« (24.6.) die Liebe mit Rilke und David Bowie.

Anzeige

Tollwood

21. Juni – 16. Juli 2017 · Olympiapark Süd · München

MUSIK-ARENA

- 21.6. Tollwood Summerjam
- Damian »Jr. Gong« Marley
- Patrice spec. guest: Raggabund
- 22.6. Seiler und Speer
- 23.6. Rea Garvey
- 24.6. Moop Mama spec. guest: Tribes of Jizu
- 25.6. Freundeskreis (ausverk. | Zusatztermin 5.7.)
- 26.6. Passenger spec. guest: Stu Larsen
- 27.6. Tom Odell | Kaleo
- 28.6. Max Giesinger | Glaspertenspiel | Teesy
- 29.6. Herbert Pixner Projekt
- 30.6. Django 3000 spec. guest: Mainfelt
- 1.7. Santiano (ausverkauft)
- 2.7. Hans Söllner & Bayaman'Sissdem spec. guest: Sarah Lesch
- 3.7. Xavier Rudd | Dub FX
- 4.7. Haindling
- 5.7. Freundeskreis special guest: Joy Denalane

- 6.7. Michael Mittermeier
- 7.7. In Extremo spec. guest: Russkaja
- 8.7. Adel Tawil
- 9.7. Prinz Pi
- 10.7. Die Fantastischen Vier (ausverkauft)
- 11.7. Zucchero
- 12.7. Steve Winwood spec. guest: The Maggie Salute feat. Robinson, Ford, Pipien
- 13.7. Parovoz Stelar
- 14.7. Silbermond
- 15.7. Dieter Thomas Kuhn & Band
- 16.7. Schmidbauer & Kälberer laden ein: Wally Warning

THEATER

- Motionhouse & NoFit State Circus 21.6. – 24.6.
- Cirque Aïtal 29.6. – 10.7.
- Cirque Inxtremiste 11.7. – 15.7.
- CAVEMAN 14.7. – 16.7.

MOBILITÄT

Höchste Zeit zum Umsteigen

ARTGERECHTES MÜNCHEN

Mit dem Aktionsbündnis »Artgerechtes München« engagiert sich Tollwood mit zahlreichen Unterstützern dafür, dass im Wirkungskreis der Stadt nur noch Fleisch aus artgerechter Tierhaltung auf den Teller kommt. Machen auch Sie mit! www.artgerechtes-muenchen.de

Das Festival ist täglich geöffnet von 14 – 1 Uhr, Sa/So ab 11 Uhr. Bitte nutzen Sie die öffentlichen Verkehrsmittel.

Infos & Tickets
0700-38 38 50 24
www.tollwood.de

SW/M

Stadtparkasse
München

MVG

Hacker-Pschorr



Die freie Szene probt den Aufstand

Das Positionspapier des Netzwerks Freie Szene München bringt einen neuen, frechen Ton in die Debatte um die Eckpunkte unabhängigen künstlerischen Arbeitens.

SABINE LEUCHT

Der Kulturreferent wirkt fast ein wenig traurig. Das im Januar gegründete Netzwerk Freie Szene München hat ein Positionspapier veröffentlicht, das es in sich hat: Neben dem Vorhersehbaren – mehr Geld, Proben- und Aufführungsräume – fordert es Bürokratieabbau, Transparenz und mehr »Selbstbestimmung« für die Münchner Tanz-, Theater- und Performanceszene (www.freieszenemuc.de/positionspapier.pdf). Und dabei ist doch gerade erst die »Infrastrukturmaßnahme« HochX renoviert und neu bestallt worden, und es winkt ein künftiges und immer künftigeres Performing Arts Center wie die fette und unerreichbare Wurst vor der Nase eines Hundes. Einige haben ihre Energien auf der Jagd nach der Wurst schon ausgehehelt. Im Vorstand des

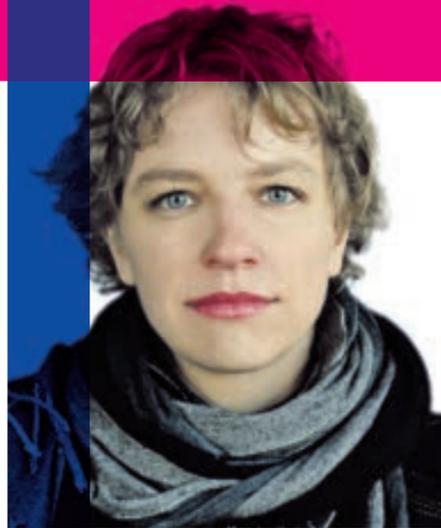
Netzwerks sitzen die anderen. Holger Dreissig, Gesche Piening, Theresa Seraphin – und mit Ute Groebel und Benno Heisel auch zwei aus dem Leitungsteam des HochX, die Kulturreferent Hans-Georg Küppers »eigentlich unsere Leute« nennt. Im persönlichen Gespräch beschreiben aber auch sie den rechnerischen Irrwitz des Antragstellens unter Beachtung von Förderober- und Honoraruntergrenzen, wie im Vorfeld der alljährlichen Juryentscheide »riesige Phantomspielpläne« entstehen und bei nur zehn Prozent bewilligten Projekten freies künstlerisches Arbeiten zu »einer Form des Glücksspiels« wird.

Wenn eigens von der Stadt eingerichtete Spielstätten keine Möglichkeit sehen, ihre Arbeit zu machen, dann läuft es nicht nur

nicht im Sinne der Kunst, dann werden auch Ressourcen verschwendet. Schaut man sich den Output an, so vermisst man heute viele prägnante Handschriften und eigenwillige Arbeiten. Nachwuchsförderung schön und gut. Aber wo sind die anderen hin? Kaum einer ist schließlich so konsequent wie Alexej Sagerer, der 2016 nach vierzig Jahren Förderung durch die Stadt einen Antrag auf null Euro Subvention gestellt hat, weil er konstatiert: »Die Behörde Kulturreferat hat ihre Offenheit verloren« gegenüber der Kunst jenseits von Institutionen – und die Freude »an der nicht berechenbaren Bewegung eines Künstlers«. So schlecht ein Einzelkämpfer wie Sagerer zu jeglicher Form des Netzwerkens passt, im Kern geht es hier genau darum: Die Belange der Kunst wieder in den Mittelpunkt zu stellen. Gespräche mit allen Stadtratsfraktionen sind erst der Anfang. Denn welchem Politiker ist schon klar, wie schwer es für einen ist, der ohne Geldgeber und namhaftes Ausbildungsinstitut im Rücken eine gute Idee zur Reife kommen lassen will? Dass die Kunst oft gerade von Quereinsteigern profitiert, darauf weist Holger Dreissig hin. Der Vernetzungsgedanke aber, sagt er, existiere behördlicherseits »nur auf der Zirkulations- und nicht auf der Produktionsebene«. Geld fließe, »der Austausch von Inhalten und Arbeitsweisen ist trockengelegt«, sagt Gröbel.

»Vernetzung« scheint gerade von der Chance zum Imperativ zu werden. Wer nicht schon vernetzt ist – sprich: mehrere Geldgeber im Rücken hat – wird nicht wahrgenommen. Und wie schnell »Kooperationspartner« zu heimlichen Kuratoren werden, stellte die SZ gerade anlässlich des Berliner Theatertreffens fest, wo das Innenministerium indirekt hinter den »politischen« Themen des Stückemarkts steckte.

In München und Nürnberg gibt es zudem die einzigartige Situation, dass städtisch geförderte Künstler keine Landesmittel beantragen und die städtischen Mittel das nicht auffangen können. Das Netzwerk fordert deshalb nicht nur die Abschaffung dieses Missstands, sondern auch generell: »Zahlen auf den Tisch, damit wir wissen, worüber wir reden.« Und eine »strikte Trennung von Projekt- und Kooperationsförderung«, damit Gelder für die freie Szene »nicht in bereits finanziell sehr gut ausgestattete Institutionen fließen«. Das zielt vor allem auf die Münchner Kammerspiele, die sich unter Matthias Lilienthal als weitere Freie-Szene-Spielstätte gerieren. Im Netzwerk, selbst im Vorstand, sind die Haltungen dazu unterschiedlich: Von einer



Drei von 59 Mitgliedern des Netzwerks: Ute Groebel, Holger Dreissig, Gesche Piening (v. o. im Uhrzeigersinn) | © Jana Erb, H30, Testset

»Zweiklassengesellschaft« und »politisch gewollter Leuchtturmproduktion« ist die Rede, während andere nur verlangen, dass freie Produktionen dort »nicht eingequetscht werden in fremde Strukturen«. »Ich brauche so 'nen abgerockten Papa nicht!«, wird Dreissig flapsig, während Groebel konstatiert: »Lilienthal ist geholt worden, um die freie Szene zu stärken. Wir machen aber selbst Vorschläge, wie wir gestärkt werden wollen.«

59 Mitglieder hat das Netzwerk bislang, darunter sieben Häuser wie Metropol oder TamS und viele Kollektive. Sie wollen mitreden, ihre Kompetenzen einbringen und Verantwortung übernehmen. Um gemeinsam das, was strukturell »der Logik der Verwaltung folgt und sich wie ein Kuratieren von öffentlicher Hand anfühlt, in eine lebendige Theaterlandschaft überzuführen«. Der Ton, den sie dabei anschlagen, wäre für jeden Einzelnen von ihnen Selbstmord. So fordern sie etwa »faire, transparent arbeitende und vom Kulturreferat unabhängige Jurys«, wo der Wechsel in der Jurybestellung vor einigen Jahren doch auch auf Betreiben der Szene geschah, wenn auch nicht ganz in ihrem Sinne. Eine Art ständige Vertretung der Freien im Kulturausschuss könnte bei solchen Problemen künftig als fester Ansprechpartner dienen. Was Kulturreferent Küppers skeptisch sieht, bevor er seinen mündlichen Ausführungen ein offizielles Statement nachschickt: »Wir sind Partner der freien Szene und seit vielen Jahren im Dialog über geeignete Förderinstrumente. Unser aktuelles Fördermodell ist ein Ergebnis dieses Austauschs. Außerdem haben wir in Spielstätten investiert und die Projektmittel erhöht. Jetzt haben die verschiedenen Akteure der freien Szene sich zusammengesetzt und erstmals ein gemeinsames Positionspapier erarbeitet. Auch hierüber werden wir in bewährter Weise miteinander diskutieren.«

Dabei wird man hoffentlich schnell auf die Grenze dieser »Partnerschaft« zu sprechen kommen und darauf, dass »intransparent« immer das ist, was der andere nicht durchschaut. ||

Anzeige

Münchner Stadtmuseum

24.03. — 16.07.2017

NO SECRETS!

BILDER DER ÜBERWACHUNG!

In Kooperation mit ERES STIFTUNG

Münchner Stadtmuseum
St.-Jakobs-Platz 1
muenchner-stadtmuseum.de

Sibylle Canonica, Foto: © Sebastian Art, 2015

WILLEM VANDERDECKEN

oder Das Märchen
vom fliegenden Holländer

von Peer Boysen

15./16./17./18. Juni

19:30 Uhr



Schauburg – Theater am Elisabethplatz 

David von Westphalens
»Fucking Disabled« räumt mit
einem unnötigen Tabu auf.

SILVIA STAMMEN

Von der Decke hängt, fast nackt und gefangen in einer komplizierten Knotenkonstruktion, ein athletischer Mann. Beine und Oberkörper sind gefesselt, nur ein Arm ist frei. Auf Hüfthöhe dreht er sich langsam um die eigene Achse. Bewegt wird er von einer zierlichen Frau mit blonder Mähne im Rollstuhl, die ihn umkreist, dabei sanft mit einer Hand seine Haare greift oder auch mal lustvoll in eine Pobacke beißt. Beide sind hoch aufeinander konzentriert und gleichzeitig damit beschäftigt, welche Wirkung die Szene nach außen erzeugt. Der Mann ist der polnische Tänzer Paweł Duduś, die Frau die Münchner Sängerin Lucy Wilke, bekannt von ihren Auftritten mit dem Duo blind & lame, das sie mit ihrer erblindeten Mutter Kika gegründet hat. Im Pathos Atelier proben sie »Fucking Disabled«, eine Performance über Behinderung und Sex – in dieser Kombination ein hartnäckiges Tabu – oder einfach über Lust, Schönheit und Begegnung jenseits der Norm.

Die Idee dazu kam Regisseur David von Westphalen, nachdem er 2016 im Rahmen der Veranstaltungsreihe »Was geht? Kunst und Inklusion« im Volkstheater die Revue »Geht's noch?! – Der große Krampf« mit vielen behinderten und nicht behinderten Mitwirkenden arrangiert hatte. Damals sang Wilke, die mit einer glasklaren Stimme, großen graugrünen Augen und einer spinalen Muskelatrophie geboren wurde, unter anderem Lieder von Marilyn Monroe. »Da ging es auch schon ein bisschen um Sex, aber nur so andeutungsweise«, erzählt von Westphalen. »Damals hat sich mir das Thema aufgedrängt, aber ich habe auch gemerkt, dass es ein Tabu ist. Irgendwann kam mir dieser Titel, und ein paar Monate später

Bewegt und bewegend



Lucy Wilke (vorne) und Paweł Duduś enttabuisieren die Themen Sex und Behinderung | © Volker Derlath

hab ich mich dann getraut, bei Lucy anzufragen.« Auf Wilkes Empfehlung kamen noch der durch eine spastische Lähmung in der Artikulation beeinträchtigte Performer Danijel Sesar dazu, der ebenfalls gleich Feuer und Flamme war, sowie Deva Bhusha, Tantralehrerin, Tänzerin und professionelle Sexualbegleiterin, insbesondere für Menschen mit Behinderung. »Wir wollten, dass es ein »mixed-abled«-Ensemble wird«, erklärt Wilke. »Es soll nicht so aussehen, als wären wir eine andere Spezies, die besser unter sich bleibt.«

Dass subjektives Körperempfinden naturgemäß nur konkret und nie »normal« sein kann, ist eine Erkenntnis, die sich

beim Umgang miteinander ohnehin rasch einstellt. Reale Einschränkungen gibt es dagegen im Alltag durch die jeweils gegebene physische Abhängigkeit und den daraus resultierenden Mangel an Privatsphäre. In konfessionell geführten Wohnheimen ist Sex nach wie vor nicht vorgesehen, berichtet Deva Bhusha aus ihrer beruflichen Praxis, und ein Großteil des Leitungs- und Pflegepersonals scheint noch immer davon auszugehen, dass behinderte Menschen kein Sexleben haben (sollten). Auf der Bühne dagegen wirkt diese Vorstellung nachgerade absurd. Um Bewegungsabläufe zu entwickeln und zu lernen, mit den praktischen Schwierigkeiten dabei umzugehen, hat sich das Team während der Proben viel Zeit genommen. So sind aus der Improvisation heraus Szenen und Rollenspiele entstanden, in denen mal der eine, mal die andere bewegt oder bewegt wird. Zwischen den Polen von selbstgenügsamem Bei-sich-Sein und extrovertiertem Gefallenwollen entwickelt von Westphalen mit seinen Akteuren ein galantes tänzerisches Spiel, das die Zuschauer einlädt, stereotype Denkmuster hinter sich und eigene Wahrnehmung und Gefühle zuzulassen. »In dem Moment«, verspricht er »löst sich der ganze Krampf einfach auf.« ||

FUCKING DISABLED

PATHOS Ateliers | Dachauer Str. 112 | 19.–21. Juni
20.30 Uhr | Tickets: 0152 05435609, ticket@pathosmuenchen.de
www.pathosmuenchen.de

Mitmachen unterm Burgdach

Am 20. Oktober eröffnet die neue Intendantin Andrea Gronemeyer die nächste Saison der Schauburg.

GABRIELLA LORENZ

Eine Ära geht zu Ende, eine neue beginnt im Herbst. In den 27 Jahren der Intendanz von George Podt und seiner Frau Dagmar Schmidt als Chefdramaturgin (siehe Porträt S. 25) galt die

Anzeige

Schauburg unumstritten als führendes Kinder- und Jugendtheater Deutschlands. Im September tritt Andrea Gronemeyer die Nachfolge an. Man muss dem Kulturreferenten Hans-Georg Küppers danken, dass er bei seiner Intendantenwahl dem Haus nicht wie vor drei Jahren den Kammerspielen einen völligen Paradigmenwechsel verordnet hat. Andrea Gronemeyer ist eine hochrenommierte Kinder- und Jugendtheatermacherin. Im April erhielt die 54-Jährige den Preis des Netzwerks Assitej für ihre Verdienste um das Musiktheater für Jugendliche, 2014 wurde sie mit dem FAUST-Theaterpreis für Regie ausgezeichnet. Intendant-Erfahrung hat sie zur Genüge: Sie leitete das Kölner Comedia Theater, danach das Junge Nationaltheater Mannheim, wo sie in 15 Jahren die Bereiche Junge Oper, Junger Tanz und Junge Bürgerbühne etablierte.

Das Neben- und Miteinander der Sparten ist ihr wichtig, auch wenn das Sprechtheater Zentrum ihres Programms bleiben soll. Tanz- und Musiktheater – das gab es an der Schauburg auch bisher. Nicht alles wird neu erfunden, aber wohl strukturell enger eingebunden. Neu sind zwei Schwerpunkte: Produktionen für Kleinkinder ab 2 Jahren sowie das Studio Lab als Workshop-Zentrum. Partizipation ist für die neue Intendantin ein Schlüsselwort: »Über die Teilhabe der Kinder lernen wir selbst als Künstler auch viel.« Um Theater für Menschen von 2 bis 21 Jahren zu machen, muss man sehr altersdifferenziert denken: »Was für ein Kind mit 2 gut ist, stimmt für eines mit 3 vielleicht schon nicht mehr.« Und einen 12-Jährigen muss man anders ansprechen als einen 16-Jährigen. Also lauter kleingesplitterte Zielgruppen. Um mit speziell geschneiderten Angeboten alle zu erreichen, bringt Gronemeyer Fachleute mit theaterpädagogischer Erfahrung aus Mannheim mit.

Die Betonung im Namen Schauburg liegt künftig auf der Burg: Küppers nannte Gronemeyer schon die neue Burgfrau. Die Hauptbühne heißt künftig Große Burg, das bisherige Bistro wird zur Spielstätte Kleine Burg umgebaut. Das klingt trutzig abweisend, weshalb Gronemeyer betont, wie wichtig das Schauen sei. Aber ohne Schauen-Wollen geht man eh nicht ins Theater. Das Studio unterm Dach (3. Stock ohne Lift!) wird zum Studio Lab für die Workshops, in denen Jugendliche selbst Kunst gestalten sollen. Die Gastronomie zieht um ins umgebaute Foyer.

Podt und Schmidt haben Gronemeyer ein nobles Abschiedsgeschenk gemacht: Sie verzichteten auf ein Abschlussfestival und überließen ihr den dafür bewilligten Etat von 30 000 Euro. Und räumen das Haus bereits Ende Juni, um mehr Zeit für die Umbauten zu lassen. Vom 20. bis 22. Oktober präsentiert das



Andrea Gronemeyer stellte ihre Pläne für das Theater der Jugend vor
© Fabian Frinzel

neue Team ein großes Eröffnungswochenende mit den ersten vier Premieren, Führungen durchs Haus und Speeddatings mit den Mitarbeitern. 18 Produktionen plant Gronemeyer für die Spielzeit 2017/18: fünf Uraufführungen, drei Premieren und zehn Übernahmen aus Mannheim, darunter zwei Koproduktionen mit Theatern aus Indien und Ägypten. Das Spielzeit-Thema heißt passend zum Leitungswechsel »Übergänge und Wandel«. Jeden Übergang von einem Lebensalter ins nächste begleiten Neugier und Angst, darum soll es gehen. Neugierig sind wir, Angst müssen wir hoffentlich nicht haben vor der kommenden Ära.

Die Abschiedsträne wischt man sich am besten weg bei der Lektüre des wunderbaren Erinnerungsbuches »Feuer entfachen statt Fässer füllen«, in dem George Podt und Dagmar Schmidt ihre Arbeit und ihr Theatercredo lebendig zusammenfassen, mit vielen Fotos unvergesslicher Inszenierungen und einer Auflistung aller Produktionen (erhältlich für 5 Euro an der Schauburg-Kasse). ||

DAS MÄRCHEN VOM FLIEGENDEN HOLLÄNDER

Letzte Premiere vor der Sommerpause | Schauburg | 15.–18. Juni
19.30 Uhr | Tickets: 089 23337155 | www.schauburg.net
Wiedereröffnung 20.–22. Okt. | Karten ab 11. September

Bilder, die in die Seele fallen



Weigerten sich, ihre Zuschauer mit »kindgerechtem« Theater zu unterfordern: Dagmar Schmidt und George Podt | © Ueli Jäggi

Eigensinnig, fordernd und treu haben George Podt und Dagmar Schmidt 27 Jahre lang das Münchner Theater der Jugend geprägt. Ende Juni zeigen sie als »Schlussakkorde« noch einmal Highlights ihrer Schauburg-Intendanz.

SABINE LEUCHT

Sie gehen. Sie hören auf. »Mit einem großen Frieden im Herzen« geht George Podt, mit einer mehr ahn- als sichtbaren Träne im Auge Dagmar Schmidt. Obwohl die Träne weniger dem Abschied gilt als der Tatsache, dass der scheidende Intendant soeben erklärt hat, künftig mehr Zeit mit dem erwachsenen behinderten Sohn zu verbringen.

Als Podt und Schmidt am 15. Februar 1990 den Vertrag unterschrieben, der sie praktisch über Nacht zum Leitungsteam des Münchner Theaters der Jugend machte, hatten die beiden zwei kleine Kinder und ein gemeinsames Leben in Amsterdam. Und keine Ahnung, welche Vielzahl an Spagaten sie in München erwartete. Drei Monate nach dem Start mit »Hals über Kopf« kam, auch Hals über Kopf, das vorläufige Aus für das asbestverseuchte Gebäude. Sie bauten ein Kolpinghaus in Giesing zum Ausweichquartier für drei Jahre aus – heute ist es das Theater HochX. Zurück im kleinen, feinen Haus am Elisabethplatz inszenierte Podt immer wieder selbst – zuletzt unter ungewohnt lautem Mediengetöse Fassbinders »Angst essen Seele auf« mit dem dafür eigens aus Afghanistan zurückgeholten Flüchtling Ahmad Shakib Pouya –, während Dagmar Schmidt als Chefdramaturgin für so ziemlich alles zuständig war. Auch fürs Reden, das oft ein erklärendes Behaupten war der eigenen, sehr besonderen Position. Denn ihre Auffassung von Theater eckte an. Bei Lehrern, Eltern, Theater- und Medienkollegen. Weil sich die Schauburger beharrlich weigerten, ihr Publikum »mit niedrigschwelligem Angeboten abzuspiesen«. Geduldig und – ja, auch stur – erklärten sie also immer wieder neu ihren Glauben an die Kraft des Theaters und die Gewitztheit kleiner Menschen, die es merken, dass sie verarscht werden, wenn man sie ästhetisch betüddelt und ihnen eine heile Welt vorgaukelt. Niemals aber erklärten sie ihren jungen Zuschauern, was sie worüber zu denken hätten. »Uns ging es nie darum«, sagt Podt, »möglichst viel Publikum in eine Vorstellung zu locken, sondern jede Besuchergruppe mit dem für sie passenden Stück zusammenzubringen.« Den klassischen Theaterpädagogen ersetzten sie durch »Dramaturgen des Zuschauertraums«. Schülergruppen auf Klassenfahrt lehnten sie aus Prinzip ab. Nie wollte man ein Event zwischen zwei anderen oder die fußschonende Alternative zum Wandertag sein – oder eine Mittelschulklasse mit 80 Prozent Nicht-Muttersprachlern mit Thomas Manns »Buddenbrooks« überfahren. Diese nicht selten als arrogant gebrandmarkte Haltung muss man sich leisten können. Und Podt und Schmidt konnten das, dank prächtiger Auslastungszahlen, auch überregionaler Anerkennung und des nie nachlassenden Vertrauens

vonseiten der Stadt. Andererseits brachte die Schauburg aber bei aller Sturheit auch einen alles andere als einseitigen Spielplan hervor: In ihm gab es den Hang zum bilderreichen Erzähltheater nach Prosatexten, die man nie verjugendsprachlichte oder von der Patina der Entstehungszeit reinigte, selbst wenn es um Jeremias Gotthelfs Mittelalterkrimi »Die schwarze Spinne« ging. Aber Podt und Schmidt haben sich auch früh schon den Tanz ins Haus geholt, das der Intendant immer wieder stolz als »einziges Vierspartentheater Münchens« bezeichnete. 1995 bis 1998 koproduzierten sie mehrere Arbeiten von Sasha Waltz, als die designierte Ko-Intendantin des Staatsballett Berlin noch kaum einer kannte. Dazu kamen regelmäßige Kooperationen mit dem Amsterdamer Hans Hof Ensemble, Gauthier Dance aus Stuttgart und der Münchner Choreografin Johanna Richter. Für die Kleinen ab 5 Jahren inszenierte Podt mit den Puppenspielern Meisi von der Sonnau und Panos Papa-georgiou Stücke mit harmlos klingenden Titeln wie »Der Bär sucht einen Freund« oder »Hühnerglück«, die immer zugleich auch wunderbare, mit metaphysischen Fragen gefüllte Plädoyers für das Innehalten in hektischen Zeiten und die Wandelbarkeit der Welt waren. Musiktheater gab es natürlich auch, mit Peer Boysens »Orfeus« von 2005 sogar ganz enorm komplexes.

Dass etwas als schwer verständlich galt, schreckte das Theaterpaar nie. »Schauspieler, die so tun, als ob sie 15 sind« (Schmidt) dafür sehr. Ästhetisch führte man die von Jürgen Flügge in den Achtzigern in München eingeführte poetische Erzähltradition fort. Schmidt sprach bereits vor vielen Jahren prägnant von »Bildern, die in die Seele fallen«. Bei Podt als Regisseur wurden diese Bilder immer karger, verdichteter, im Erzählgestus selbst verankert. Inhaltlich hielt man es mit dem früh verstorbenen Schriftsteller Jakob Arjouni, der dazu riet, »den Teufel an die Wand zu malen, damit er einem nicht begegnet«.

»Fragen statt Antworten«, »Kompliziertheit statt Vereinfachung«: Kantige Gegensatzpaare prangten über die Jahre in Gelb auf schwarzem Grund an den Wänden der Schauburg, auf Günter Matteis unverwechselbaren Plakaten und in diversen Sonderpublikationen. Die endgültig letzte heißt »Feuer entfachen statt Fässer füllen« und lehnt sich damit gegen die gängige Vorstellung auf, dass Kinder leere Gefäße sind, in die man zuckrig garnierte Informationen hineinstopft wie in den vorweihnachtlichen Belustigungsveranstaltungen der Stadt- und Staatstheater, zu denen ich die beiden kürzlich um eine Einschätzung bat. Die kam verlässlich knackig: »Zu laut, zu süß,

zu schrill. Das haben Kinder, die alle wissbegierig und fantasiebegabt sind, nicht verdient.«

Am Elisabethplatz dagegen galt und gilt die Parole, »Lust auf Anstrengung« zu machen. Und um Respekt vor der Einzigartigkeit jedes Menschen ging es ohnehin in dieser Schule der literarischen Qualität, der Wahrnehmung und des Urteilsvermögens, die – anders als es unser staatliches Schulsystem tut – keine »richtigen« Antworten kennt, sondern Platz lässt für die eigene Fantasie und unangepasstes Denken. Um beides zu entfachen, konnten die ästhetischen Welten gar nicht fremd genug sein: Man erinnere sich nur an das nach mathematischen Regeln gebaute Bühnenbild, auf dem sich Peer Boysens »Hänsel und Gretel« wie Spieluhrfiguren drehten, oder an die drei Rhönräder in Fellinis »La Strada«, womit Beat Fäh im Januar seinen Abschied von der Bühne gab. Die Schweizer Kindertheaterkone, die Kafkas »Verwandlung« auf ein Riesen-trampolin verlegte und in Jack Londons »Ruf der Wildnis« Schlitten als Hunde hernahm, war eine der prägenden Figuren der Podt-Ära. Gil Mehmert gehörte auch dazu – oder Jörg Baeseckes und Hedwig Rosts »Kleinste Bühne der Welt«. Am wichtigsten aber war Peer Boysen, der Bühnen- und Kostümbildner, den Podt und Schmidt zur Regie verführten und dem das Haus fast 30 der insgesamt 139 Produktionen verdankt. Unvergesslich seine »Prinz Eisenherz«-Trilogie, in der der pralle Gesamtkunstwerkcharakter der idealen Schauburg-Produktion vielleicht am stärksten zum Tragen kam. Und auch zum Abschluss gönnt man sich noch einmal einen Boysen. Für insgesamt nur vier Aufführungen, aber – so Podt – »mit allem, was uns immer wichtig war«: Es gibt »edelste Kostüme«, es wird »hochmusikalisch und hochtheatralisch« – mit den großen Fragen, die man in einer »säkularen Kirche« stellt – und dem ganzen tollen Ensemble. »Willem Vanderdecken oder Das Märchen vom fliegenden Holländer« heißt der Abend. Und Podt, der scheidende Holländer, schmunzelt.

Für ihre unerschütterliche Treue zu alten Weggefährten wurden Podt und Schmidt oft belächelt. Sie nennen sie selbstbewusst »unsere Old-School-Mentalität«, die sie auch am Ende noch einmal demonstrieren: Ein paar heißgeliebte Arbeiten hat man bis Ende Juni zu »Schlussakkorden« aufgereiht. Mit dabei auch Jouke Lamers bereits 17-jähriger Sockenkater »Nero Corleone« und Marlies Hirches »Zirkus der Kuschtiere«, der seit 1996 jedes Jahr in der Schauburg gastierte und nach dem 22. Juni seine Existenz einstellt. Ja, das Theatermacherpaar mochte zuweilen spröde wirken. Diese auf Gegenseitigkeit beruhende Treue spricht eine andere Sprache. Und dann war da noch dieser holländische Pragmatismus, mit dem der Intendant der wie so oft zu späten Kritikerin einmal ohne viele Worte den Schlüssel abnahm, um ihr Auto zu parken. Auch wenn man auf die Neuen neugierig ist, die das Haus ab Sommer übernehmen – die Alten werden fehlen! ||

Anzeige

theater
akademie
august
everding

**DER EINGEBILDETE
SOKRATES**

Komische Oper von Giovanni Paisiello

16./19./21./23./25. JUNI 2017
REAKTORHALLE

INFO & TICKETS
TEL. 089 2185 1970
WWW.THEATERAKADEMIE.DE

HOCHSCHULE
FÜR MUSIK UND THEATER
MÜNCHEN

»Nie sollst du mich befragen«

Alvis Hermanis inszenierte im Cuvilliés »Insgeheim Lohengrin« – ein Stück über Nicht-Kommunikation.

GABRIELLA LORENZ

Eigentlich sollte der lettische Regisseur Alvis Hermanis 2018 in Bayreuth den »Lohengrin« inszenieren. Doch vor einem halben Jahr sagte er ab. Worüber man auf dem Grünen Hügel vielleicht nicht unglücklich war. Seit Hermanis Ende 2015 in Hamburg eine Inszenierung aufgekündigt hat, weil er nicht mit dem humanitären Engagement des Thalia Theaters für Flüchtlinge in Verbindung gebracht werden wollte, ist der Regisseur umstritten. Das hätte für Bayreuth ein Imageschaden sein können.

Statt der Oper hat Alvis Hermanis nun im Münchner Cuvilliétheater das Kammerstück »Insgeheim Lohengrin« herausgebracht. Fünf eingefleischte Wagnerianer treffen sich drei Mal wöchentlich, um in einer eigens angemieteten Wohnung heimlich ihrer romantischen Wagner-Leidenschaft zu fröhnen. Die Regeln sind klar: Man trifft sich nicht außerhalb und

pflügt keinen privaten Kontakt. Jeder bringt seine Plattenaufnahmen mit, man fachsimpelt über die Lieblingssänger und spielt auch ganze Szenen nach. Nach und nach eröffnen sich persönliche Einblicke in die fünf genau gezeichneten Charaktere. Den Text haben der Regisseur, Dramaturg Götz Leineweber sowie das Ensemble gemeinsam entwickelt, Richard Wagner ist natürlich auch Ko-Autor.

Sie kommen einzeln in die penibel naturalistisch eingerichtete Wohnküche mit einer deckenhohen Bibliothek dahinter (Bühne: Alvis Hermanis). Zuerst der pedantische Organisator Otto (Paul Wolff-Plottegg), dann huscht die etwas verblühte Bibliothekarin Kathi (Ulrike Willenbacher) herein und stellt eine Tulpe auf den Tisch. Heiner (Manfred Zapatka), früher wohl ein Frauenheld, Harald (Wolfram Rupperti), der sich später als Norweger namens Eskil outet, und die emotionale Kissensammlerin Helga (Charlotte Schwab) gesellen sich zum stummen Musikhören, allmählich tröpfeln erste Sätze.

Hermanis folgt streng dem Aufbau der Oper und verflucht ihn mit ironisiertem Bildungsbürger-Diskurs sowie privaten Erinnerungen. Die wunderbaren Schauspieler scheuen kein komisches Pathos: Herrlich unbeholfen kriecht Helga beim Nachspielen von Ortruds Intrige mit Reclam-Heft zu Otto unter die Bettdecke, während Kathi in Elsas



Kein Miteinander unter den Wagner-Freunden (v.l.) Heiner (Manfred Zapatka), Eskil (Wolfram Rupperti), Kathi (Ulrike Willenbacher), Otto (Paul Wolff-Plottegg) und Helga (Charlotte Schwab) | © Andreas Pohlmann

Verzückung fällt. Ungesehen geistert ein Schwanenritter in Bühnenrüstung des 19. Jahrhunderts durch die Bibliothek – ein seltsamer Einbruch des Surrealen.

Im dritten Akt, dem letzten Abend, gleitet die Runde tief ins Private mit missglückten Beziehungen und Single-Dasein, jeder gibt seinen Lieblingssong aus der Jugend zum Besten (Zapatka singt leise und anrührend »Born to be wild«). Und obwohl bei allen die Sehnsucht nach Kontakt spürbar ist, erlaubt sich keiner den Regelbruch der direkten Kommunikation. Jeder monologisiert, es ent-

steht trotz aller Offenheit kein Miteinander, jeder bleibt allein in seiner Einsamkeit. Denn es gilt das Lohengrin-Gesetz: »Nie sollst Du mich befragen.« Das lässt allerdings auch für den Zuschauer die Frage völlig offen, was diese Aufführung außer unverbundenen persönlichen Storys und liebevollem Spott über die Wagner-Verehrung erzählen will. ||

INSGEHEIM LOHENGRIN

Cuvilliétheater | wieder nächste Spielzeit

www.residenztheater.de

Nazimob im Junkie-Staat



Phädra (Bibiana Beglau) schmeißt sich an Hippolyt (Nils Strunk) ran | © Matthias Horn

Martin Kušej und Albert Ostermaiers Projekt »Phädras Nacht« wütet durch den antiken Mythos.

CHRISTIANE WECHSELBERGER

Albert Ostermaier und Martin Kušej haben sich den antiken Phädra-Stoff vorgenommen und ein »Projekt« daraus gemacht. Das beginnt damit, dass Bibiana Beglau als Phädra in goldenen Cowboystiefeln über die mit dicken Eisplatten bedeckte Bühne des Residenztheaters stolpert, hinter ihr eine graue Türrahmenflucht (Bühne: Annette Murschetz), die von Trostlosigkeit kündigt. Notdürftig bedeckt sie ihre Nacktheit, die aussieht, als hätte jemand versucht, sie in der Körpermitte anzuzünden, mit einer Steppdecke und verkündet: »Nacht für Nacht erwache ich in einem Bett aus Asche.« Ähnlich pathetisch geht es dann weiter in antikisierendem Tragödienton. In seiner Gewolltheit schwappt er gelegentlich ins Lächerliche und driftet dann unversehens in Gossenjargon ab.

Wie ein Netz liegt eine zweite Ebene über dem Text: ein Sammelsurium an Schlagworten, Zitaten und Zeitungsschlagzeilen zum Thema Flüchtlinge, als ob Ostermaier und Kušej alles gesammelt und reingepackt hätten, was ihnen so untergekommen ist. Leider macht das den Text nicht aufklärerisch, sondern nur zeigefingernd.

Hippolyt (Nils Strunk) ist in dieser Inszenierung ein afghanischer Dolmetscher und Abgesandter von Phädras Mann Theseus, der als Soldat in Afghanistan stationiert ist. Phädra

verliebt sich rasend in Hippolyt. Doch der weist sie ab und verguckt sich in ihre Tochter Aricia (Pauline Fusban). Aus Rache bezichtigt Phädra ihn der Vergewaltigung. Theseus, inzwischen zurückgekehrt, schmeißt Hippolyt raus und den tobenden Nazihorden zum Fraß vor. Wie Regisseur Martin Kušej seine Schauspieler dem selbstgefälligen Text. Die Plumpheit, mit der hier rechte Strömungen ausgestellt werden, macht fassungslos. Strukturen der Macht, wie das Programmheft behauptet, werden hier nicht vorgeführt, sondern verschleiert. Denn dargestellt wird nur ein dumpfer Skinheadzombiemob. Der Bürger aus der Mitte der Gesellschaft kann sich also gemütlich zurücklehnen und muss seine eigenen Vorbehalte nicht hinterfragen: Er kann ja schließlich nicht gemeint sein.

Die Schauspieler trotzten dem Text jeder auf seine Art: Pauline Fusban und Nils Strunk versuchen es mit Vernunft, nehmen sich zurück, als würden sie den Textschwulst auswaschen wollen. Aurel Mantheis' Afghanistanheimkehrer Theseus wirkt eher lustlos als ausgebrannt. Gunther Eckes liefert eine Nazi-Karikatur mit Hitlerfrisur ab. In Thomas Gräßles Arzt Asklepios, der die ganze drogen-süchtige Bagage mit Heroin versorgt, erkennt man am ehesten die eiskalte Rationalität eines Machträgers. Und Phädra? Bibiana Beglau hebt vom ersten Auftritt an mit inbrünstigem Körpereinsatz das ganz schön selbstsüchtige Schmerzensweib hervor, das beherrscht sie vortrefflich – im Lauf des Abends wird einem aber auch das zu viel. ||

PHÄDRAS NACHT

Residenztheater | 5. Juni | 18 Uhr

12., 15. Juni | 19 Uhr | Tickets: 089 21851940

www.residenztheater.de

Anzeige



Foto © Florian Miesdl

DER THEATERMACHER

Komödie von THOMAS BERNHARD

mit Michael Lerchenberg als »Der Theatermacher«

Premiere: 14.7., weitere Vorstellungen bis 6.8.
Weitere Programme auf unserer Website!

Intendant:
Michael Lerchenberg

Karten: Tourist-Information Wunsiedel
Tel. 09232 / 602-162 | E-Mail: touristinfo@wunsiedel.de

www.luisenburg-aktuell.de

Der Preis des Fortschritts

Sankar Venkateswaran führt in »Indika« mit dem Volkstheater-Ensemble durch ein folgenreiches Kapitel der indischen Geschichte.

PETRA HALLMAYER

Er gilt als einer der größten Herrscher Indiens. Mit Hilfe seines Beraters Chanakya, dessen politisches Lehrbuch »Arthashastra« oft mit Machiavellis »Il Principe« verglichen wurde, errichtete Chandragupta ein gewaltiges Imperium mit einer zentralistischen Administration. Der Begründer der Maurya-Dynastie stürzte den letzten Nanda-König und schuf das erste indische Großreich. Für Anhänger der Hindutva verkörpert Chandragupta, der Held von Bollywoodfilmen und TV-Serien, Indiens glorreiche Vergangenheit und eine kriegerische Maskulinität, die sie gern wider das demütigende Spukbild des passiven, effeminierten Hindu-Mannes beschwören.

Heldenverherrlichung ist bei Sankar Venkateswaran natürlich nicht zu erwarten. In seiner Inszenierung ist Chandragupta nur eine Spielfigur auf dem Schachbrett der Machtpolitik. »Du bist nicht von Bedeutung«, erklärt ihm Chanakya, der die entscheidenden

Züge ausheckt. Bei einem Treffen mit Alexander dem Großen und dem Feldherrn Seleukos arrangiert Chanakya eine Ehe zwischen Chandragupta und Seleukos' Tochter Helena. Seleukos tritt die Gebiete westlich des Indus ab und erhält dafür 500 Kriegselefanten. Als weibliche Gegenstimme fügt Venkateswaran eine Frauenfigur ein. Für Magadha, die den Namen des Ursprungsgebiets des Buddhismus trägt, ist der Preis für Chanakyas Vision von »Wachstum« und »Fortschritt« zu hoch.

Wie schon in seiner ersten Regiearbeit am Volkstheater, »Tage der Dunkelheit« (zum »Mahabharata«), setzt Venkateswaran vor allem auf die Sprache des Körpers. Im Prolog legen sich die Akteure in einem Holzquader, vor dem Pascal Fligg wechselweise vorwärts und rückwärts zählt, zeitulpenhaft auf den Boden und richten sich wieder auf. Zunehmend schneller wird der Wechsel, bis sie nur mehr keuchend auffahren und niederstürzen.



»Indika« macht ratlos: Magdalena Wiedenhofer und Ensemble | © Arno Declair

Was wie eine Übung in Konzentration beginnt, mündet in die atemlose Hektik der Moderne. Immer wieder schreiten die Spieler, die bis auf Pascal Fligg als Chanakya beständig die Rollen wechseln, trancehaft langsam über die Bühne, mal begleitet von Klanggewittern der Chinesin Lin Wang, mal in völliger Stille. Doch der faszinierende Sog, der in »Tage der Dunkelheit« entstand, stellt sich leider nicht ein. Venkateswaran bettet in »Indika« Fortschrittsskepsis und Kapitalismuskritik in ein Kapitel der indischen Geschichte ein. In die muss er die deutschen Zuschauer erst einmal im Schnelldurchlauf einführen. Die historischen Kurzlektionen aber können unseren Mangel an kulturellem Wissen nicht ersetzen, ohne das einem sein skizzenhaftes Porträt Chandraguptas wenig erzählt.

Unmissverständlich klar ist nur die ziemlich schlechte Botschaft des Abends. Auf dem Höhepunkt von Chandraguptas Macht regnet

es Münzen, die klirrend auf ihn herabprasseln. Bald darauf sucht eine verheerende Dürre das Reich heim, die den Fluss austrocknet. In zorniger Empörung erklärt Magadha am Ende Chanakyas Ideologie und der Regentschaft des Geldes den »ewigen Kampf«. Auch wenn Venkateswaran einige eindringliche Bilder glücken, vieles bleibt zu bruchstückhaft, zu nebulös und vage in seiner interkulturellen Inszenierung, die zwischen Simplifizierungen im Dienste des Verständnisses und einem pantomimischen Bewegungstheater changiert, das kaum etwas erhellt und einen ratlos zurücklässt. ||

INDIKA

Volkstheater | 6. Juni, 12. Juli | 19.30 Uhr
24. Juni, 2. Juli | 20 Uhr | Tickets 089 5234655
www.muenchner-volkstheater.de

|| VORMERKEN! |||||

30. Juni, 1. Juli

MARSTALLPLAN 2017: DER EINDRINGLING

Marstall | Marstallplatz 5 | 19 und 21 Uhr
Tickets: 089 21851940 | www.residenztheater.de

Vier Premieren in zwei Tagen, schnell hingeworfene Inszenierungsskizzen junger Regisseure, die seit 2012 beim jährlichen Minifestival »Marstallplan« des Bayerischen Staatsschauspiels die Gelegenheit haben, sich zu präsentieren, rumzuprobieren und auch rumzuspinnen. Zur Seite stehen ihnen bei dieser Aufbauarbeit die erfahrenen Resischauspieler. Das kleine Festival zum Ende der Spielzeit ist immer monothematisch ausgerichtet. In diesem Jahr geht es in Maurice Maeterlincks titelgebendem »Der Eindringling«, Edward Albees »Zuhause im Zoo«, Noah Haindles »Alles muss glänzen« und Dawn Kings »Foxfinder« um die Angst vor dem Ungewissen. Hingehen und sich überraschen lassen!

21.–25., 27.–29. Juni, 4.–7. Juli

BETRUNKENE

Metropoltheater | Floriansmühlstr. 5 | 20 Uhr
(25. Juni, 19 Uhr) | Tickets: 089 32195533
www.metropoltheater.com

Das Stück heißt nicht nur »Betrunkene«, es treten auch ausschließlich Betrunkene auf, in allen Stadien der Trunkenheit wohlgerichtet, nicht einfach nur lustig beschwipst oder angeschickert. Iwan Wryypajew, ein Schauspieler, Regisseur und Dramatiker hat es geschrieben, und der kommt aus Russland, genauer aus Irkutsk. Das ist in Sibirien, da versteht man was vom Trinken. Jedenfalls treffen alle möglichen Leute in einer Nacht aufeinander, und weil sie so besoffen und ehrlich sind, passieren Dinge mit ihnen, die man wahnsinnig oder wundersam nennen kann. Und in der Inszenierung Ulrike Arnolds könnte es auch im Metropoltheater ein denkwürdig wunderbarer Abend werden.

Gib den Affen Zucker!

Amélie Niermeyer legt die Farce in Bernard-Marie Koltès' »Rückkehr in die Wüste« frei.

CHRISTIANE WECHSELBERGER

Adrien Serpenoise hat eine Mauer ums Haus gebaut. Seine Füße seien der Mittelpunkt der Welt, erklärt er Sohn Mathieu (Thomas Lettow), der hinaus, in den Krieg ziehen will, lieber sterben als erben. Die Geschichten seines Cousins Edouard (Max Koch) haben ihn neugierig gemacht auf die Welt draußen. Alexander Müller-Elmau hat eine Trutzburg auf die Bühne des Residenztheaters gestellt, die gleichzeitig wie ein arabisches Anwesen wirkt. Nach innen lässt sich diese Festung aufschlagen wie ein Buch, ihre Scharniere klappen immer neue Räume aus. Jan Speckenbachs Videoprojektionen verleihen dem Inneren mit Blumen, Ornamenten und Rissen eine flechtenartige Struktur und fast schon verwunschene Heimeligkeit.

Von Heimeligkeit kann in Bernard-Marie Koltès 1987 entstandenem und in München nun erstmalig aufgeführten Stück »Rückkehr in die Wüste« aber keine Rede sein. Adriens Schwester Mathilde kommt mit ihren Kindern Edouard und Fatima während des Algerienkriegs in die französische Provinz zurück. Wie bestellt und nicht abgeholt stehen die drei vorne am Bühnenrand, bis Mathilde (Juliane Köhler) mit energischem Pochen Einlass begehrt. Dieses Klopfen zieht sich wiederkehrend durch Amélie Niermeyers Inszenierung. Es ist das Pochen derjenigen, die Zugang verlangen zur Welt der Bürger. Das Eindringen der Fremden kulminiert im Absprung des großen schwarzen Fallschirmjägers (Ricky Watson). Der fuchtelte vor Adrien mit der Pistole herum und trauert widersinnig einer alten Ordnung hinterher, in der jeder wusste, wo sein Platz ist.



Mathilde (Juliane Köhler) ist aus Algerien ins kalte Frankreich zurückgekehrt | © Thomas Dashuber

Koltès nannte sein Stück über den Algerienkrieg eine Komödie im Sinne Tschechows. Tatsächlich erinnert die Figurenkonstellation an die Stücke des Russen. Amélie Niermeyer reizt mit einem gut gelaunt aufspielenden Ensemble das Farcenhafte aus, das Überdrehte. So entsteht eine merkwürdig komische Gespenstergeschichte, denn Koltès hat neben Spott und Selbstironie auch den Geist von Adriens wahrscheinlich ermordeter Frau Marie eingebaut. Den kann (fast) nur Fatima sehen. Die spielt Mathilde Bundschuh in einem Pulloverkleid mit bis zu den Knien reichenden Ärmeln (Kostüme: Annelies Vanlaere) als somnambules Geschöpf auf der Suche nach Wahrheit. Wie ihre Mutter friert sie in der Kälte Frankreichs, wo Adrien das Eis von der kleinen Scheibe im Gesicht der Hausfestung kratzen muss, bevor er die Verwandtschaft einlässt – die er vertrieben hatte. Mithilfe der Affenbande von Ortshonoratioren, die auch jetzt an einer Verschwörung arbeiten. Diesmal gegen aufbegehrende Araber.

Wie Dürrenmatts alte Dame ist Mathilde zurückgekehrt, um sich zu rächen. Juliane Köhler gibt mit diebischer Freude die böse Frau, die strahlend verkündet, Terror in die Stadt bringen zu wollen. Mit Götz Schulte als Adrien liefert sie sich Wörterscharmützel, die in körperlichen Stellungskrieg ausarten, sodass die graue Eminenz Maame Queuleu (resolut unterm weißen Afro im seltsam aus der Zeit gefallenem Kleid: Katharina Pichler) und das mürrische Faktotum Aziz (Bijan Zamani) sie auseinanderzerren müssen. Dazwischen wankt Barbara Melz als Adriens religiös delirierende Ehefrau Marthe herum, nur von ihrer grünen Sixties-Krinoline am Umfallen gehindert. Bei all dieser komischen Nonchalance gerät die politische Grundierung allerdings ins Hintertreffen. ||

RÜCKKEHR IN DIE WÜSTE

Residenztheater | 19. Juni, 3., 13. Juli
19.30 Uhr | Tickets: 089 21851940
www.residenztheater.de

KOMMENTAR

**RADIKAL JUNG 2017:
VOLL VON DER
SINGENDEN ROLLE**



Angler unter sich (Thomas Niehaus, li., und Paul Schröder) | © Johanna Louise Witt

Jedes Jahr wieder fischen die drei Juroren des Festivals »Radikal jung« in den deutschen Theater-Gewässern nach besonderen Exemplaren der Spezies Regie, die der Jury zukunftsfruchtig für die Entwicklung der Art scheinen. Manche Besonderheiten breiten sich dann in Staats- und Stadttheater aus, andere erweisen sich als nicht fortpflanzungsfähig. Denn es bleibt auch immer mal was im Netz hängen, dem weder Forscher noch kulinarische Theater-Genießer viel abgewinnen können. Dieses Jahr jedoch entzückte ein kleines Fischchen – das die Jury wohl eher als skurrilen Beifang passieren ließ – sowohl das Publikum wie die Masterclass der Regiestudenten. Beide vergaben ihren Preis zum Festival-Ende an das Zweipersonenstück »Wenn die Rolle singt oder der vollkommene Angler« von und mit Thomas Niehaus und Paul Schröder. Ihre erste Regie führte bei dieser Produktion des Hamburger Thalia Theaters die 26-jährige Johanna Louise Witt, die vorher wohl nicht ahnte, was für einen Schatz sie sich damit geangelt hat.

Im Zuge der Gender-Gerechtigkeit hat sich »Radikal jung« in seinem 13. Jahr vom »Festival junger Regisseure« umbenannt in »Festival für junge Regie«. Denn diesmal waren die inszenierenden Frauen in der Zweidrittel-Mehrheit und hinterfragten die Geschlechterrollen. So ließ Leonie Böhm Lessings weisen Nathan als »Nathan, die Weise« verunglücken – gespielt von einem Mann im Nuttenkostüm! Sehr erfrischend dagegen wappneten sich sechs Laiendarstellerinnen in Suna Gürlers »Stören« gegen sexuelle Belästigungen im Alltag. Nora Abdel-Maksoud inszenierte mit »The Making-Of« eine funkelnde Satire aufs Medien-Business, Pinar Karabulut verirrt sich mit »Gott wartet an der Haltestelle« in den israelisch-palästinensischen Konflikt. Und Samira Elagöz arbeitete in »Cock, Cock ... Who's There?« ihre Vergewaltigung mit langweiligem Mental-Exhibitionismus auf. Die Männer hielten sich eher ans Abstrakte. Florian Fischer widmete einem Monate unentdeckten Toten das Zen-orientierte Bestattungsritual »Kroniek«, Jan Philipp Stange poppte mit einem Live-Schreibmaschinenschnellschreiber die Tagesschau vom 2. Mai zur hohlen Choreografie-Show auf.

Im Kopf blieb die total durchgeknallte Angler-Story: Was die beiden Autoren/Darsteller als Präsi(dent) und KaWa (Kassenwart) des Vereins ASV Petri-Heil-Butt an Anglerlatein absondern, ist staubtrockenster, schräger Helge-Schneider-Humor (wer den nicht mag, hat Pech). Und bei aller scheinbaren Improvisiertheit genauestens durchkomponiert. Schuberts »Forellen«-Lied singen sie auf Chinesisch, Finnisch und in nordkoreanischem Befehls-Bellen, schließlich sogar zweistimmig rückwärts (ganz exakt! Ein Tonband spielt's zum Beweis später vorwärts ab). Diesen wunderbaren, hanebüchernen Unsinn sähe man gern mal als längeres Gastspiel in München. Denn offenbar lieben das die Zuschauer mehr als alle performative Wichtigtuerei.

GABRIELLA LORENZ

Schräger Club der alten Männer

»Kerle im Herbst« in der Komödie im Bayerischen Hof.

HANNES S. MACHER

Alte Schulfreunde unter sich: Manfred, Ralf und Wolfgang, alle inzwischen 78. Nach den Stürmen des Lebens und – wie die drei zumindest behaupten – auch der Liebe, haben sie sich auf Mallorca in Manfreds Villa mit Rundumbetreuung durch die taffe Dani wiedergefunden. Doch von Rentnermentalität keine Spur. Gut drauf sind sie und die tollsten Kerle sowieso. Topfit, wie sie sich fühlen, weisen sie in ihrer grau melierten Senioren-WG so manche Zipperlein im titelgebenden Herbst des Lebens weit von sich. Und tauschen sich in den Liegestühlen auf der hübschen, mit Blumen umrankten Veranda ihrer Austragsfinca (Bühnenbild: Thomas Pekny) doch über ihre kleinen Wehwechen aus: überhöhte Cholesterinwerte, Sodbrennen, Arthrose und Herzrhythmusstörungen. Das ganze Programm. Freilich nichts Ernstes, nur vorübergehende Allerweltsproblemchen. Petitesse allesamt.

Klar, dass die Gespräche der drei rüstigen Unruheständler in den erinnerungsseiligen oder meist doch nur in ihrer Fantasie stattgefundenen Amouren, Liebesabenteuern und anderen Bettgeschichten gipfeln, bei denen sie sich gegenseitig zu übertrumpfen versuchen, bis mehrere Briefe von Karin eintrudeln, bei deren Lektüre die alten Herren ganz gewaltig ins Schwitzen geraten. Denn Karin war – lang, lang ist's her – das Gschpusi die-



Fidele Rentner: (v.l.): Wolfgang (Christian Wolff), Manfred (Horst Janson) und Rolf (Hans-Jürgen Bäumler) | © Loredana La Rocca

ses Männertrios in der Abiturklasse. Ein Kind hat sie einige Monate nach dem Reifezeugnis bekommen. Doch wer ist der Vater? Das Pingpongspiel des verbalen sexuellen Kräftemessens, der Vermutungen und stolzen Selbstbehauptungen nimmt in Katrin Wiegands Komödie und in Horst Johannigs flotter Inszenierung rasant Fahrt auf. Spritzige Dialoge und witzige Pointen wechseln sich mit Machosprüchen und abgestandenen Altherrenwitzen ab. Schließlich outen sich alle drei – selbst der schwule Wolfgang – als mögliche Erzeuger von Karins Tochter.

Schade nur, dass am Ende übertriebene Melodramatik und nerviger Klamauk überwiegen. Doch die Prachtbesetzung garantiert Komödie pur: Horst Janson überzeugt als in die Jahre gekommenes Schlitzohr Manfred,

Eisprinz a.D. Hans-Jürgen Bäumler gibt als sportiver Rolf bestens den knuddeligen Teddybären im vorgerückten Alter, während Christian Wolff als Wolfgang den soignierten schwulen Charmeur der alten Schule ganz cool serviert. Und Sarah Jane Janson als quirlige Haushälterin und Seelenrösterin Dani mit einem Baby im Bauch und einem Geheimnis im Herzen sorgt für satte Turbulenzen in diesem schrägen Club der alten Männer unter der mallorquinischen Sonne. ||

KERLE IM HERBST

Komödie im Bayerischen Hof | Promenadeplatz 6 | **bis 9. Juli** | Mo. bis Sa. 20 Uhr, So. u. Feiertage 18 Uhr | Tickets: Tel. 089 292810 www.komoedie-muenchen.de

»Sein und dann weg sein«

Wer verwirrt hier eigentlich wen? Dominik Wilgenbus inszeniert »Rosenkranz und Guldernstern sind tot« im Hofspielhaus.

ANA MARIA MICHEL

Wer ist hier eigentlich wer? Rosenkranz (Niels Klaunick) und Guldernstern (Max Beier) wissen es selbst nicht so genau. Immer wieder bringen sie ihre Namen durcheinander. Auch wo sie sind oder welcher Tag gerade ist, wissen sie nicht. Sicher ist nur: Das Ganze wird nicht gut ausgehen. »Rosenkranz und Guldernstern sei'n tot«, heißt es am Ende von »Hamlet«, wo die beiden nur Randfiguren sind. Mehr hatte Shakespeare nicht für sie vorgesehen.

Anders der britische Dramatiker Tom Stoppard, der Rosenkranz und Guldernstern ein Theaterstück und einen Film gewidmet hat. Dominik Wilgenbus inszeniert »Rosenkranz und Guldernstern sind tot« nun im Hofspielhaus. Auf der schmalen kargen Bühne wirken die beiden wie Verlorene. Dabei haben sie einen Auftrag. Der König will, dass sie herausfinden, was mit Hamlet los ist. Wie, das ist Rosenkranz und Guldernstern ein Rätsel. Sie führen erst mal ein Rollenspiel auf. Denn spielen, das können sie von allen Dingen am besten.

»Die Hälfte von dem, was er sagt, bedeutet etwas und die andere überhaupt nichts«, sagt



Rosenkranz (Niels Klaunick, r.) und Guldernstern (Max Beier, l.) mit Hamlet (David Hang) | © Nikolai Marcinowski

Rosenkranz über Hamlet. Ähnlich geht es dem Zuschauer mit Rosenkranz und Guldernstern. Aus den beiden kommt in diesem absurden Theaterstück selten ein vollständiger Gedanke heraus. Die Zeit vertreiben sie sich mit Spielen, poltern über die Bühne, rangeln. Die Schauspieler machen das toll, allerdings nehmen vor allem die vielen Wiederholungen das Tempo raus. »Wir bewegen uns im Kreis«, sagt Guldernstern. Auch dem Zuschauer dreht sich der Kopf. Und Rosenkranz und Guldernstern? Die fragen sich, ob die anderen »Hamlet«-Figuren ein Spiel mit ihnen treiben. Ja, wer verwirrt hier eigentlich wen? Gegen Ende nimmt das Spiel dank David Hang, der

alle anderen Figuren aus »Hamlet« spielt, noch einmal Fahrt auf. »Sein und dann weg sein«, das sei Sterben. So bricht Guldernstern Hamlets Rede vom »Sein oder Nichtsein« herunter. In Wilgenbus' unterhaltsamem Verwirrspiel für Freunde des Absurden dreht sich das Theater um sich selbst. ||

ROSENKRANZ UND GÜLDERNSTERN SIND TOT

Hofspielhaus | Falkenturmstr. 8 | **8., 9., 15., 16., 29. Juni** | 20 Uhr | **18. Juni** | 18 Uhr | Tickets: 089 24209333 | www.hofspielhaus.de

»Wir haben ein Recht auf Verrücktheit!«

Die israelische Autorin Mira Magén über das Chaos in Jerusalem, orthodoxe Vorurteile, ihren arabischen Hausmeister und ihren neuen Roman.

Neben Zeruya Shalev zählt Mira Magén zu den bedeutendsten Autorinnen Israels. Ihr Werk, das mehr als ein Dutzend Romane und Erzählungen umfasst, wurde vielfach ausgezeichnet, u. a. fünf Mal mit dem Gold Book Prize der israelischen Verlagshäuser. Aufgewachsen in einer jüdisch-orthodoxen Familie in Kfar Saba nördlich von Tel Aviv, studierte Magén später Psychologie und Soziologie in Jerusalem, arbeitete als Lehrerin, Sekretärin und Krankenschwester. Soeben ist ihr neuer Roman »Zu blaue Augen« (dtv) erschienen. Die 67-Jährige hat drei erwachsene Kinder und hält Poetik-Vorlesungen an der Hebräischen Universität ihrer Wahlheimatstadt Jerusalem.

Vermissen Sie Jerusalem, wenn Sie auf Reisen sind?

Sie meinen die angespannte Atmosphäre, die Martinshörner der Krankenwagen und die Polizeisirenen? Das klingt jetzt vielleicht seltsam, aber das alles vermisse ich tatsächlich manchmal. Ich glaube fast, dass diese Anspannung meinen Schreibprozess und viele andere kreative Arbeiten vorantreibt. Gelegentlich kommt es mir so vor, als würden wir Israelis mit all dem Lärm und Chaos versuchen, Gott auf uns aufmerksam zu machen.

Europa ist Ihnen also zu ruhig?

Ja. So schön es ist, auch einmal zu entspannen – mir wird schnell langweilig. Und ich bin immer wieder erstaunt, dass ich hier in Deutschland einfach so meine Tasche in ein Restaurant mitnehmen darf oder dass nicht überall mein Gepäck kontrolliert wird.

Sie stammen aus einer jüdisch-orthodoxen Familie, deren Kinder vom Militärdienst befreit waren. Warum sind Sie trotzdem mit 18 Jahren freiwillig zur Armee gegangen?

Das war eine Art Rebellion. Ich wollte raus aus dieser religiösen Welt, rein ins richtige Leben. Für meine Familie war das ein Schock, aber letztlich haben sie es akzeptiert. Wenn ich an den Wochenenden vom Militärdienst nach Hause kam, zog ich immer einen Rock über meine Uniform, damit ich unter den Orthodoxen nicht sofort auffiel. Später war es mir zunehmend egal, wie man über mich und mein weltliches Leben dachte.

Wie verstehen Sie sich heute mit Ihren Eltern und Geschwistern?

Grundsätzlich besteht leider eine tiefe Kluft zwischen uns, ähnlich jener in der israelischen Gesellschaft. Sie sind religiös und eher rechts auf der politischen Landkarte, ich bin säkular und eher links. Wenn wir uns treffen und an einem großen runden Tisch sitzen, gilt die eiserne Regel: Es darf über alles gesprochen werden außer über Politik und Religion.

In Ihrem neuen Roman spielt eine 77-Jährige aus Jerusalem die Hauptrolle, die auf Konventionen pfeift und trotz Rückschlägen ihr verrücktes Leben genießt. Wie kamen Sie auf diese Figur?

Hannah Jonah ist das Gegenteil meiner Mutter, der es immer wichtig war, was die Nachbarn dachten. Sie richtete sich nach sozialen und religiösen Normen. Daran habe ich mich immer gerieben – auch noch, als meine Mutter schwer krank wurde und sich ganz langsam aus dem Leben verabschiedet hat. Ich musste diese Antipodin erfinden, um mich von meiner Mutter friedlich lösen zu können. Ich selbst würde gerne so frei leben können wie Hannah Jonah – insofern ist sie wohl auch ein gewünschtes Alter Ego. Denn es stimmt, was sie sagt: Jeder hat ein Recht auf Verrücktheit!

Nach Ihrem Studium haben Sie in verschiedenen Berufen gearbeitet, vor allem als Krankenschwester. Was hat Sie daran gereizt?

Ich habe mich schon immer für das menschliche Wesen mit all seinen Widersprüchen interessiert. Der Frage, warum wir uns so verhalten, wie wir es tun, kann man nur an wenigen Orten so authentisch nachspüren wie in einem Krankenhaus. Dort leiden die Menschen, sie werden auf sich selbst zurückgeworfen, sind allein, wollen eine Antwort finden. Schon nach kurzer



Mira Magén | © Tamir Lahav-Radlmesser

Zeit als Krankenschwester habe ich mich allerdings gefragt, warum Gott so viel Leid zulässt. Mich hat es traurig gemacht, dass ich meist nichts am Krankheitsverlauf der Patienten ändern konnte und mit ansehen musste, wie sie ihrem Schicksal ergeben waren. So entstand mein Wunsch, selbst bestimmen zu können, wer wie lange lebt – und das konnte ich nur als Schriftstellerin.

Wie hat Ihr orthodoxes Umfeld darauf reagiert, dass Sie Bücher schreiben, in denen auch mal Gott infrage gestellt und Sex beschrieben wird?

Meine Mutter hat mich oft gebeten, bloß nicht über Intimitäten zu schreiben. Letztlich hat sie aber meinen Weg akzeptiert und mich unterstützt. Und was meine orthodoxen Nachbarn betrifft: Ein paar Tage nachdem mein erster Roman erschienen war, klopfte es an meiner Tür. Ich öffnete, und da stand ein Mädchen mit einem riesigen Blumenstrauß. Sie gehörte zu einer der religiösesten Familien in dem Wohnkomplex, in dem ich damals wohnte, und überreichte mir die Blumen. In dem Strauß steckte eine Notiz, auf der stand: »Wir werden zwar nie Ihre Bücher lesen, aber wir akzeptieren, dass Sie sie schreiben und gratulieren Ihnen herzlich zu Ihrem Erfolg.« Das hat mich sehr bewegt, und die Notiz habe ich aufbewahrt.

Inzwischen leben Sie in einem eigenen Haus. Stimmt es, dass Sie dort einen arabischen Hausmeister beschäftigen?

Ja, und Sie können sich sicher vorstellen, wie meine Familie reagierte. »Bist du verrückt? Der wird dich ausrauben und eine Bombe legen!«, hörte ich immer wieder. Nichts davon ist passiert. Ich vertraue diesem Mann, er hat einen Schlüssel für mein Haus. Für mich gehört er zur Familie, auch wenn er Araber ist und jedes Mal auf dem Weg aus den besetzten Gebieten zu mir an der Grenze kontrolliert wird. Die Welt ist manchmal ungerecht, das zeigt auch sein Fall.

Wie meinen Sie das?

Unser Leben ist von vielen Faktoren abhängig: Allein die Tatsache, wo und wann man geboren wird oder zu welchem Volk man gehört, entscheidet über das Schicksal. Bis zu welchem Ausmaß haben wir eigentlich einen freien Willen, eine Wahl? Es beeinflusst doch vielleicht schon unser Leben, ob bei unserer Geburt die Hände der Hebamme hart und kalt oder warm und weich sind. Mit meinen Büchern versuche ich zu ergründen und auszuloten, ob wir abhängig sind oder unser Schicksal selbst bestimmen können.

Können Sie mit Ihren Büchern auch Lebensläufe beeinflussen oder etwas innerhalb der Gesellschaft verändern?

Ich wünschte, das wäre möglich, und mir ist es ein großes

MIRA MAGÉN: ZU BLAUE AUGEN

Aus dem Hebräischen von Anne Birkenhauer | dtv, 2017
384 Seiten | 21 Euro



Anliegen, für gegenseitiges Verständnis zu werben. Aber ich bin nicht naiv. In Israel gibt es zurzeit tiefe Konflikte, wir leben in stürmischen Zeiten. Ich vertraue auf die Zeit und hoffe, dass es irgendwann die Zweistaatenlösung gibt und dass jeder Mensch die gleiche Stimme hat. Ich halte viele Vorträge in Israel, und wenn ich nur einen einzigen Menschen überzeuge, dann bin ich schon glücklich. ||

INTERVIEW: GÜNTER KEIL

Anzeige

**Tag der Münchner
Buchhandlungen
Samstag, 24. Juni**

Freuen Sie sich
auf einen ganzen Tag
mit Lesungen,
Musik und Spielen,
überall in der Stadt.



Alle Veranstaltungen finden Sie unter bookuck.com

LYRIK

NACH GOETHE GAR ZWEI

Die Städte haben ihren Wind
die Dörfer ihren Drescherstaub
Baugruben ihren Erdgeruch
und Häuser ihre Leute
die Leute ihre Seele
nach Goethe gar zwei Seelen
und jeder hat sein Taschentuch
und seinen Mundgeruch

GERHARD MEIER

© Zytglogge Verlag, 2008 | mit freundlicher Genehmigung

GERHARD MEIER: WERKE

Band 1 | Zytglogge Verlag, Erstausgabe 2008 | 352 Seiten | 35,50 Euro

PETRARCA-PREIS 1975–2014. EIN SOMMERFEST

Mit John Burnside, Tadeusz Dąbrowski, Nikola Madzirov, Søren Ulrik Thomsen, Jürgen Becker, Peter Hamm, Michael Krüger, Jan Wagner | **23. Juni**, 18 Uhr, Lyrik Kabinett | **24. Juni**, 17 Uhr, Bayerische Akademie der Schönen Künste

Gerhard Meier, der vor 100 Jahren am 20. Juni in Niederbibb geboren wurde, kannte die bäuerliche Welt des Drescherstaubs. Denn in dem Dorf im bernischen Oberaargau hat er fast sein ganzes Leben verbracht – und sich dort die Poesie erschrieben. Von 1938 bis 1971 arbeitete er dort in einer Lampenfabrik, seither als freier Schriftsteller. Zuerst mit Förderpreisen seines Heimatkantons bedacht, wurde er ab Ende der 70er Jahre mit bedeutenden Auszeichnungen gewürdigt, darunter 1983 mit dem von Hubert Burda gestifteten Petrarca-Preis, einer Feier der Poesie.

Das klare und lebenskluge Gedicht stammt aus Meiers Anfängen, nachdem er 1957 als Tuberkulosekranker im Sanatorium zum Stift gegriffen hatte. »Das Gras grünt« (1964) und »Im Schatten der Sonnenblumen« (1967) betitelte er seine Erstlinge, bevor er auch Prosaskizzen publizierte und es mit seinen Romanen zuletzt bis zum Suhrkamp-Autor brachte (»Land der Winde«, 1990). Er blieb »der bekannteste Unbekannte der deutschsprachigen Literatur«, so Peter Hamm, neben Peter Handke, Michael Krüger und Alfred Kolleritsch einer der Juroren im Petrarca-Kreis. || tb

Wundertüte

Literarische Fundstücke jenseits gängiger Muster: die Literaturzeitschrift »Krachkultur«.

CORNELIA FIEDLER

Wissen Sie noch, die Wundertüten am Kiosk? Diese bunten, verheißungsvoll ausgebeulten Umschläge, die nichts, aber auch gar nichts darüber verraten, ob sie einen Dinosaurier, das Segelflugzeug aus Styropor, den Feenhaarreif oder einen Glitzerflummi enthalten. Das war ja das Spannende – nach Sicht kaufen kann schließlich jeder. Wer Bücher gewöhnlich nach Empfehlung, Klappentext, Kritik oder Verlagswerbung auswählt, also steuert, worauf er oder sie sich literarisch einlässt, den beschleicht, die neue »Krachkultur« in Händen, ein ganz ähnliches Gefühl wie damals vorm nasenhohen Kioskfenster.

Sicher ist bei der Münchner Literaturzeitschrift nur das Thema jeder Ausgabe. Der Rest bleibt ein Wagnis – mal lohnend, mal irritierend. Wenn ein Beitrag der frisch gedruckten Nummer 18 also als Teenagergeschichte über einen wenig ehrgeizigen Außenseiter im Ruderteam beginnt, ist es gut möglich, dass sie als handfester Horror endet. »Apex« heißt die Kurzgeschichte von Jochen Veit, Jahrgang 1992, in der ein fast allwissender und ungewohnt involvierter Erzähler schildert, wie sich das Kräfteverhältnis Mensch versus Natur erst unmerklich und dann rasant verschiebt. Nicht ohne Sympathie beobachtet er den jungen Einzelkämpfer. Der scheint im Gegensatz zu seinen megasportlichen Teamkollegen im Zweierkanu zu verstehen, was es heißt, sich dem Element Wasser auszusetzen. Subtil lässt Veit binnen weniger Seiten Sympathien für den Jugendlichen entstehen, nur um dann vorzuführen, dass Wesen wie er in diesem schrägen Endkampf längst keine Rolle mehr spielen.

Solche Frühtexte, nicht ganz ausgereift, aber in ihrer Eigenwilligkeit vielversprechend, stehen in »Krachkultur« neben Hochkarätären wie der deutschsprachigen Erstveröffentlichung eines Essay-Entwurfs des amerikanischen Philosophen Ralph Waldo Emerson und neben Lyrik von Altmeister Martin Mosebach. »Tunnel-Gedichte« nennt der seine kurze Serie. Mal gibt darin ein Hund in der U-Bahn den Anstoß, über Grenzen der tierischen und menschlichen Wahrnehmung zu philosophieren. Mal geht es um den realen, überlebens-



notwendigen Versorgungs- und Fluchttunnel aus dem belagerten Sarajewo.

Zu den Spezialitäten der »Krachkultur« zählt auch das Aufspüren literarischer Fundstücke. Als Coup gefeiert wurde erst 2014 das bis dato verschollene Gedicht »A Song to the Glorious Lonely« von Charles Bukowski, das in der Ausgabe zum Thema Rausch erstveröffentlicht wurde. Ein einsamer Trinker, der auf den Tresen stiert, entdeckt hier irgendwann »interessantere Dinge / in der Maserung des Holzes / als in den Menschen«. Auch die Naturnummer hat so ein Fundstück zu bieten: Aufzeichnungen aus einem verschollen geglaubten Notizbuch von Heimito von Doderer (»Die Strudelhofstiege«). Der Schriftsteller hatte sich selbst als Training auferlegt, täglich kurze Momentaufnahmen und Eindrücke zu notieren, er nannte das »Extrem-Übungen«. Manche der für »Krachkultur« thematisch ausgewählten Naturskizzen sind banal, manche poetisch, manche unverständlich. Alle aber erzählen davon, dass Literatur harte Arbeit ist, und die Vorstellung vom Schriftsteller als genialischem Geist wohl Wunschdenken entspringt.

Angenehm frei von Standesdünkel definiert »Krachkultur« seit über zwei Jahrzehnten Literatur immer wieder neu. Rotziger Trash steht neben hochnäsiger Lyrik, Tagebuchneben Romanauszug. Und es darf auch ganz grundsätzlich über Literatur, über Kunst und

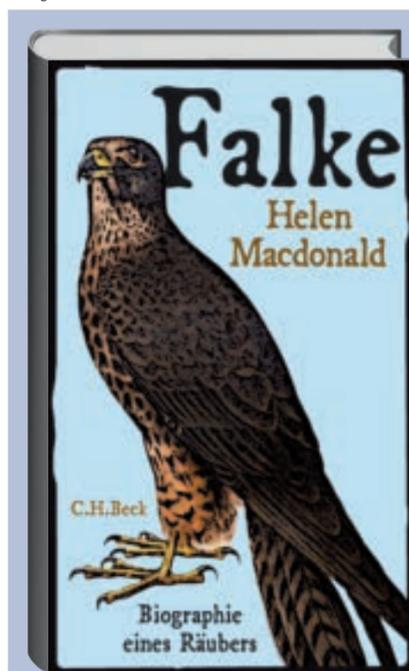
deren Implikationen nachgedacht werden. Die vorletzte Ausgabe widmete sich mit großer Begeisterung dem Genre Fantastik, dem bis heute oft unbesehen der Literaturstatus abgesprochen wird. Dietmar Dath verteidigt in diesem Band mit seinem »Brief an eine alte Feindin« nicht nur die fantastische Literatur als notwendiges Denken dessen, was sein könnte. Es ist auch eine angenehm direkte Abrechnung mit einer allegorischen Figur, »die für den Kunstgeschmack und den Weltzugang des baden-württembergischen Kleinbürgerpacks steht«, für einen Kunstbegriff und einen Blick auf die Welt, der sich für realistisch hält, eigentlich aber nur erschreckend verengt ist.

»Krachkultur« ist da anders, schon immer, auch wenn sich heute niemand mehr erinnert, worum es in der ersten Ausgabe ging. Tatsache ist, dass sie im Jahr 1993 von zwei übermütigen, dem Wundertütenalter gerade entwachsenen, »generaloppositionell gesinnten« Schülern namens Martin Brinkmann und Fabian Reimann zusammengebastelt wurde. Mittlerweile teilt sich Brinkmann die Herausgeberschaft mit Alexander Behrmann. Unverändert geblieben sind die Lust am Experiment und die jugendliche Neugier der selbstausbeuterischen kleinen Redaktion. ||

MARTIN BRINKMANN, ALEXANDER BEHRMANN (HG.): **KRACHKULTUR**
Ausgabe 18 | 2017 | 192 Seiten | 14 Euro

KRACHKULTUR – EIN ABEND
Mit Martin Brinkmann u. Alexander Behrmann
Das Lihotzky | Fritz-Winter-Str. 10 | **20. Juni**
20 Uhr

Anzeige



Falken sind die schnellsten Tiere der Erde. Helen Macdonald, Autorin des preisgekrönten Bestsellers *H wie Habicht*, erkundet in ihrem mitreißend geschriebenen Buch die ganze Welt dieser Räuber, die die Menschheit seit Tausenden von Jahren magisch angezogen haben.

„Wer dieses zauberhafte Buch liest, wird ganz anders zum Himmel über Stadt und Land blicken.“
Nils Minkmar, *Literatur SPIEGEL*

Aus dem Englischen von Frank Sievers.
240 Seiten mit 71 Abbildungen. Gebunden € 19,95
ISBN 978-3-406-70574-8



Vamp, Diva, Mythos: Es sind immer dieselben Begriffe, die mit Marlene Dietrich verbunden werden und den Blick auf sie verstellen. Sie war widersprüchlicher, moderner und kompromissloser als jeder andere Hollywoodstar. Doch was Marlene Dietrich zu dieser Ausnahmepersönlichkeit machte, zeigt sich erst, wenn sie in ihrer Zeit gesehen wird.

576 Seiten mit 40 Abbildungen. Gebunden € 24,95
ISBN 978-3-406-70569-4

Demokratie morgen

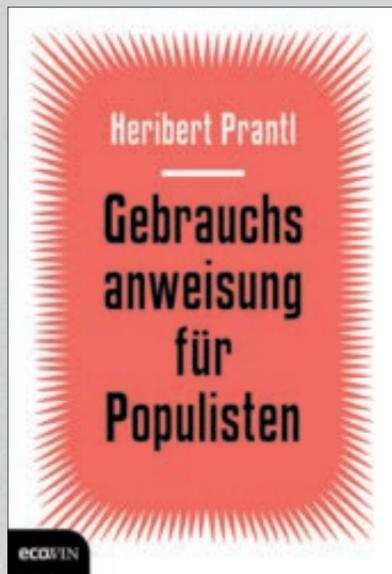
Es ist zum Heulen. Kein Grund zum Verzweifeln, meint Heribert Prantl, und schreibt thesenreich dagegen an.

RALF DOMBROWSKI

Heribert Prantl weiß, wie der Laden läuft. Als gelernter Jurist und einstiger Richter ist er damit vertraut, auf der Basis einer vorhandenen Sach- und Beweislage Urteile zu fällen. Bald drei Jahrzehnte Redaktionsarbeit im Ressort Innenpolitik der »Süddeutschen Zeitung« bis hin zu dessen Leitung helfen ihm dabei, sich die nötige Informationsgrundlage zu beschaffen. Außerdem ist er Moralist im Sinne einer den Grundrechten und der Menschlichkeit verpflichteten Wertvorstellung, die ihn seit Jahren mit unverminderter Hartnäckigkeit gegen die Bigotterie einer selbstgenügsamen Gesellschaft anschreiben lässt. Er ist ein Leuchtturm des aufrechten Journalismus – und so jemand schreibt eine »Gebrauchsanweisung für Populisten«. Man glaubt es kaum, und es ist tatsächlich eine Finte. Denn das gut 70 Seiten starke Bändchen bedient sich im Titel mit einem versteckten, aber spürbaren Augenzwinkern genau jener später im Text skizzierten populistischen Struktur der frechen Behauptung, um die Aufmerksamkeit auf das eigene Sujet zu lenken.

Es ist aber weder eine »Gebrauchsanweisung« noch ein Text für Populisten (oder solche, die es werden wollen), sondern eine in 16 Kapiteln zusammengetragene Gedankensammlung zur aktuellen Verfasstheit der deutschen, westlichen, wirtschaftsliberalen Gesellschaft. Die einzelnen Texte ähneln Prantls Leitartikeln, sie sind inhaltlich lose, ohne Anspruch auf Systematik geklammert. Aber gerade das schafft Freiheiten, den großen Bogen von den Versäumnissen der Sozialdemokratie und der braunen Koketterie der Konservativen über Bildungspolitik, entvölkerte Donut-Dörfer und Kompromissfeindlichkeit bis hin zu Orbán, Le Pen oder Trump zu schlagen. Und außerdem eine begriffliche Sorgfaltspflicht einzufordern, wenn er etwa den für die Verständlichkeit von Politik notwendigen demokratischen Populismus vom populistischen Extremismus binärer Wahrheiten abgrenzt, der auf die Erniedrigung, Abwertung und den gesellschaftlichen Ausschluss einzelner Gruppen zielt.

Beinahe ebenso suspekt wie der oft durch Sozialfrust gelenkte Rechtsnationale ist Prantl der zwar wohlwollende, aber untätige Sonntagsdemokrat, denn er verschenkt die Chance zur Freiheit durch Passivität. Demokratie ist keine Leidensform, sondern muss wehrhaft sein, um sich der Erosion der Grundrechte und auch der über Jahrhunderte hart erkämpften europäischen Werte entgegenzustellen: »Es gilt, den Ausgrenzungs- und Verfeindungsstrategien der populistischen Extremisten massiver als bisher entgegenzutreten; es gilt, viel emotionaler



als bisher für die Achtung der Anderen zu werben; und: Es gilt den politischen Technokraten durch Worte und durch Taten zu ersetzen, die wärmen. Dann wird es gelingen, die populistisch-extremistische Front aufzubrechen – die Front, die Front gegen Liberalität und Toleranz macht, die Front macht gegen ein Europa der offenen Grenzen und das Heil wieder dort sucht, wo einst das europäische Unheil begonnen hat.« Das ist dann doch eine Gebrauchsanweisung, ein Auftrag für den Alltag jedes Einzelnen. ||

HERIBERT PRANTL:
GEBRAUCHSANWEISUNG FÜR POPULISTEN.
WIE MAN DEM NEUEN POPULISMUS DAS
WASSER ABGRÄBT
Ecowin, 2017 | 79 Seiten | 14 Euro

Anzeige

FAIRNESS, NACHHALTIGKEIT, BASISDEMOKRATIE

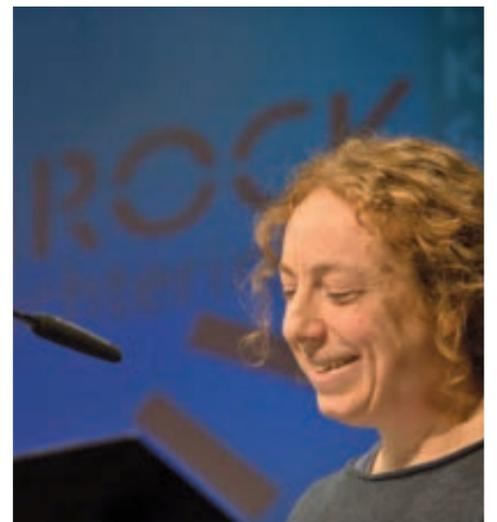
GEMEINWOHL
ÖKONOMIE Ein Wirtschaftsmodell mit Zukunft

Ulenspiegel Druck

Ulenspiegel Druck GmbH & Co. KG
Birkenstraße 3 · 82346 Andechs
Telefon 08157/99759-0
mail@ulenspiegeldruck.de
www.ulenspiegeldruck.de

MÜNCHNER
AUTOREN | 2

KARIN FELLNER



Karin Fellner | © Martin Richartz

Ihre Gedichte sind nicht leicht zugänglich. Sie leisten Widerstand. Wer Karin Fellners jüngsten Gedichtzyklus »Ohne Kosmonautenanzug« liest, muss sich von dem Anspruch, alles verstehen zu können, verabschieden.

Eines der zentralen Themen der 1970 in München geborenen Lyrikerin ist die Sehnsucht auszubrechen aus einer rationalisierten, von Nützlichkeitsdenken beherrschten Welt, sich zu befreien von dem Korsett aus Konventionen und Denkschablonen, aus der »gummizelle namens bewusstsein«, wie es in einem Gedicht in dem Band »hangab zur kehle« heißt. »spreng dich ins freie« lautet dessen letzte Zeile, ein Aufruf, der im Rückgriff auf Hölderlin in »Ohne Kosmonautenanzug« wiederkehrt.

Mehrmals hat Karin Fellner, die zunächst Psychologie und Literaturwissenschaft studierte und auch als Übersetzerin und Lektorin arbeitet, versucht, ganz real auszusteigen, sich von gesellschaftlichen Zwängen und materiellen Bindungen unabhängig zu machen. Sie verschenkte ihren Besitz, lebte eine Zeitlang auf der Straße und zog schließlich nach Portugal. Inzwischen sucht sie den »utopischen Ort« nur mehr im Schreiben.

Die harten Erfahrungen in den Schattenbereichen der Wohlstandsgesellschaft sind in ihren Debütband »avantgarde des schocks« eingeflossen sowie in den Zyklus »Futter«, für den sie 2005 den Förderpreis beim Leonce- und Lena-Wettbewerb in Darmstadt erhielt. Es folgten weitere Auszeichnungen wie der Bayerische Kunstförderpreis in der Sparte Literatur (2008) und der Medienpreis beim Lyrikwettbewerb in Meran (2012).

Zumal in ihren frühen Gedichten finden sich oftmals sozialkritische Töne. Ohne politische Ausrufezeichen schildert sie darin das Leben von Arbeitslosen, Stadtstreunern und Hungerleidern. Beharrlich erkundet Fellner, in deren Sprache sich nüchterne Beobachtungen und poetische Verschlüsselungen paaren, die Schutthalten der modernen Zivilisation. Daneben aber leuchtet bei ihr das berauschende Glück eines Sommertages (»nur ein kleines halskratzen sagt / du bist sterblich doch sonst / jubiliert das blau«), die Schönheit eines Mauerlattichs oder einer fingrigen teegrünen Spinne auf.

Immer wieder eignet sie sich die Perspektive von sozial Randständigen und Unzugehörigen an, durch deren Blick sie die Alltagswirklichkeit ins Unvertraute entrückt. Vier Figuren gliedern ihren bislang vierten Gedichtband: Da ist die Poetin, die eines Nachts der Wind umwendet »ins helle ferne erinnern, / wie es ginge auch ohne / Kosmonautenanzug / in der Leere zu sein«. Da sind Skarda, hinter der Hölderlins Scardanelli hervorlugt, die Närrin, die im Stadtpark »Karmatiere« füttert, und Anako Retin, in der unschwer die Anachoretin zu erkennen ist. Sie schickt ihr weibliches Quartett auf Streifzüge durch urbane Landschaften, in denen zwischen Bauschrott, Betonmaschinen und Plastikgestrüpp allerorten die zurückgedrängte Natur sprießt und blüht, verfremdete Romantizismen aufscheinen und im U-Bahn-Lärm Sinfonien erklingen. Eingewoben in die Monologe, deren melancholische Grundierung von beschwingten Ironisierungen durchbrochen wird, sind Lautspielereien, Dialektwendungen, Zitate aus der Literatur und einem japanischen Anime-Filmklassiker, Wortentlehnungen aus dem Irischen, Alt- und Mittelhochdeutschen und der »Star Trek«-Sprache Klingonisch.

Doch auch wenn ihren Gedichten mitunter etwas Hermetisches anhaftet, sie selbst ist eine leidenschaftliche Vermittlerin, die wie nur wenige in München Lyrik lebendig und präsent hält. Sie ist Mitglied der Gruppe »Reimfrei«, moderiert Lesungen, leitet Projekte und Schreibseminare des Lyrik Kabinetts. Unter dem Motto »Lust auf Lyrik« geht sie seit acht Jahren in Schulen, um Heranwachsenden die Scheu vor Gedichten zu nehmen, indem sie sie etwa animiert, anhand des Hohelieds Salomons eigene Metaphern zu kreieren oder Verse von Goethe mit zeitgenössischer Lyrik zu collagieren. Gemeinsam mit Suzan Kozak hat sie Klassen türkische und deutsche Gedichte in die jeweils andere Sprache übersetzen lassen. Poesie, glaubt Karin Fellner, biete jedem die Chance, auf neue Weise das Staunen zu lernen, sich aus der »Einbahnung des Denkens« zu lösen.

Jenseits davon öffnen sich für sie jene entgrenzten Freiräume, nach denen sie unbeirrbar sucht gemäß einem Satz von Rolf Dieter Brinkmann: »Wer hat gesagt, daß sowas Leben / ist? Ich gehe in ein / anderes Blau.«

Dass ihr dorthin nie wirklich viele folgen werden, nimmt Karin Fellner gelassen hin. Erfolg im Minderheitengenre Lyrik ist relativ. »Wenn es mir ab und zu gelingt, zwei oder drei Leser zum Blinzeln zu bringen«, erklärte sie in einem Interview, »dann ist das schon viel und genug.«

PETRA HALLMAYER

Do, 8.6. bis Sa, 10.6.

MUSIK | PULS OPEN AIR 2017

Schloss Kaltenberg | Programm und Tickets: www.pulsopenair.de

PULS, das junge Programm des Bayerischen Rundfunks, lädt drei Tage lang auf drei Bühnen zu rund 60 Acts. Junge internationale Formationen aus der Elektro- und Pop-Rock-Szene, bayerischer Hip-Hop und viele Neuentdeckungen verwandeln Schloss Kaltenberg, 55 Kilometer südlich von München, in ein musikalisches Biotop. Neben Moderat, Mighty Oaks, Dan Croll und Von Wegen Lisbeth stehen u.a. die österreichische Band Bilderbuch mit einem Sound zwischen Prog-Rock, Indie und Falco Glamour (was auch immer das sein mag), HONNE, Mura Masa, Liquid & Maniac und die PULS-Startrampe-Band Golf auf dem Programm.

Do, 8.6.

**MUSIK-KABARETT
VILA MADALENA**

Fraunhofer Theater | 20.30 | Fraunhoferstr. 9
Tickets: 089 267850 | www.fraunhofertheater.de
www.vila-madalena.com

Zuerst weiß man nicht, was man davon halten soll: Franz Oberthaler (Klarinette) und Nikola Zarić (Akkordeon) mischen Musik aus Wien mit dem Sound der Copacabana. Was man dann zu hören kriegt, reißt auch den größten Muffel zumindest innerlich vom Sitz. Vila Madalena behauptet optimistisch: »So klingt das neue Wien«, und diverse kleine Geschichten mit großem Inhalt untermauern das noch.

Fr, 9.6.

**MUSIK | AKUSTRONIK#18:
»NOISEKAMMERMUSIK«**

Streitfeld-Projektraum | 20.00
Streitfeldstr. 33, Rg. | Tickets: Abendkasse
www.projektraum.streitfeld.net

Udo Schindler (Sax & Brass), Gunnar Geisse (Laptopgitarre) und Anton Kaun (Elektronik) machen Musik, die man sich als Zuhörer ein Stück weit erobern muss. Als Hilfestellung zitieren sie Samuel Beckett: »Keine Worte für was wenn Worte vergangen. Für was wenn nirgendwie weiter. Irgendwie nirgendwie weiter.«

Sa, 10.6.

**MUSIK | MIKHAIL ALPERIN &
ARKADIJ SHILKLOPER**

Unterfahrt | 21.00 | Einsteinstr. 42
www.unterfahrt.de

Mikhail Alperin (Piano) und Arkadij Shilkloper (Horn) gelten als zwei der interessantesten osteuropäischen Jazzmusiker. In ihren Duokonzerten finden barocke Kontrapunktik, archaische Folklore, Jazztradition und zeitgenössische Tonkunst auf unkonventionelle Art und Weise zu einem stimmigen Ganzen. Ihre Melange aus russischen Melodien, moldawischen Tanzrhythmen und zeitgenössischem Jazz bricht jedes Schubladendenken radikal auf.

Di, 13.6.

**MUSIK
JAZZ+: CHRISTOPH IRNIGER TRIO**

Seidlvilla | 20.00 | Nikolaiplatz 1b
www.jazz-plus.de | www.christophirniger.com
Tickets: Abendkasse

Christoph Irniger (Tenorsaxofon), Raffaele Boscard (Kontrabass) und Ziv Ravitz (Schlagzeug) fanden 2011 in New York zusammen und sind seitdem gemeinsam weltweit unterwegs. Ihre Musik verzahnt Komposition und Improvisation in eingängigen Melodien und komplexen Klangwelten: jedes Stück ein Abenteuer, das Energie und Poesie immer in den Mittelpunkt stellt.

Di, 13.6. (Deutschland-Premiere)

**KABARETT | ROBERT PALFRADER
& FLORIAN SCHEUBA: »FLÜGEL«**

Lustspielhaus | 20.00 | Einlass: 18.00 | Occamstr. 8
Tickets: www.lustspielhaus.de

Der Umgang mit dem »roten Tuch«, bei dem es um die Kunst geht, den Gegner ins Leere laufen zu lassen, ist für Robert Palfrader und Florian Scheuba seit vielen Jahren Routine. Doch diesmal sollen sie es mit einem Stier aufnehmen, der selbst rot ist. »Den Stier bei den Flügeln packen« lautet ihre Taktik. Zwei Matadore der öffentlichen Arena kämpfen mit scharfer Klinge die Corrida ihres Lebens.

Mi, 14.6. (Premiere)

**THEATER | THÉÂTRE ÉLÉMEC:
»LE PÈRE NOËL EST UNE ORDURE«**

Teamtheater Tankstelle | 20.00 | Am Einlass 2 a
in französischer Sprache | Tickets: elemec@gmx.de
www.teamtheater.de | auch am 15.-17.6., 21.-24.6.,
28.-30.6.: 20.00 | 18.6., 25.6.: 17.00

Warum soll man eine Winter-Burleske nicht im Sommer spielen, bevor sich thematisch wieder alles überlappt? Das Théâtre ÉLÉMEC bringt in der Inszenierung von Bernard Louvion das französische Kultstück »Der Weihnachtsmann gehört in den Müll« auf die Bühne: Der Weihnachtsabend beginnt beunruhigend ruhig in der SOS-Beratungsstelle für Menschen in emotionaler Not. Die Ehrenamtlichen Pierre und Thérèse langweilen sich. Dann geht die Tür auf, und nicht nur einmal. Der Abend wird unausweichlich anders enden, als er begonnen hat.

Sa, 17.6.

**MUSIK | OFFENE OHREN: HARNIK-
FEICHTMAIR-POLASCHEGG TRIO**

Einstein Kultur, Halle 4 | 20.00 | Einsteinstr. 42
www.einsteinkultur.de

Heute präsentiert der Offene Ohren e.V. eine österreichische Variante weiblicher Improvisationskunst. Energische Intensität, helle Expressivität und abstrakte Entschleunigung verspricht das Zusammentreffen der drei schillernden Musikerinnen Elisabeth Harnik (Klavier), Tanja Feichtmair (Saxofon) und Nina Polaschegg (Bass).

Do, 22.6. bis So, 25.6.

**AUSSTELLUNG
»OBACHT! KULTUR IM QUARTIER«**

www.kultur-im-quartier.de | 14.00-21.00 | Gemeinschaftsausstellung aller Künstler täglich bis 30.6.,
Jugendkirche an der Preysingstr. 93, 10.00-18.00

Haidhausen öffnet seine Ateliers, Werkstätten und Studios. Über 50 Künstler und Kunsthandwerker laden ein – Maler, Bildhauer, Fotografen, Illustratoren, Schmuck- und Modedesigner, Keramiker, Glaskünstler und viele mehr, zwischen Preysingstraße und Rosenheimer Platz, dem Wiener Platz und der Ismaninger Straße bis hinter den Ostbahnhof zu den Burggrafateliers. Eingerahmt wird die vielortige Ausstellung von Konzerten, Performances und Lesungen.

Fr, 23.6. bis So, 25.6.

**AUSSTELLUNG
DOMAGKATELIERTAGE 2017**

Domagkateliers | Fr 19.00 Eröffnung und offene Ateliers | Sa-So 14.00-20.00 | Margarete-Schütte-Lihotzky-Str. 30 | www.domagkateliers.de

Die Künstler des Atelierhauses am Domagkpark machen ihre Türen auf und zeigen aktuelle Produktionen von Multimedia über Malerei und Skulptur, Musik und Performance. Über 100 Ateliers empfangen die Besucher. Rund um das Gebäude gibt es Installationen und Objekte zu entdecken. Künstler aus München und Berlin (u.a. Adrian Sölch, Cordula Schieri, Fabian Feichter, Sophia Mainka, Florian Huth, Barbara Herold und Felix Kruijs) verwandeln die Halle 50 drei Tage lang mit Performance, Sound/Sprach- und Videoarbeiten zum Themenkomplex »Intensität« in eine raumgreifende Installation. Das Konzertprogramm auf der Open-Air-Bühne rundet das Programm ab.

Sa, 24.6.

**TAG DER MÜNCHNER BUCH-
HANDLUNGEN | »BOOKUCK!«**

Informationen zum Programm: www.bookuck.com

Eine Buchhandlung ist eine Oase, eine Schatzinsel, ein Stück Heimat. Buchläden prägen ihren Stadtteil und bringen Leben ins Viertel. Heute heißt es zum dritten Mal »bookuck! Münchens beste Seiten. In Ihrer Buchhandlung«. 41 Buchläden machen mit, ein paar Tipps haben wir herausgepickt: Bei Wilma Horne am Bordeauxplatz in Haidhausen liest Miriam Pressler aus ihrem noch unveröffentlichten Roman »Der Hochzeitsring«. Buch & Bohne im Schlachthofviertel präsentiert den Investigativ-Journalisten der SZ Frederik Obermaier mit »Der Ku Klux Klan in Deutschland«, und das Lost Weekend in der Maxvorstadt hat den Wirtschaftsjournalisten Hans-Jürgen Jakobs mit dem Thema »Machtverhältnisse im globalen Kapitalismus« zu Gast. Beste Stimmung bei Klein und Groß garantieren die Zwischen-den-Büchern-Auftritte vom Café Unterzucker.

So, 25.6.

**GESPRÄCH | »VISIONEN
GESTALTEN IM KUNSTAREAL«**

Vorhoelzer Forum | 17.00 | Arcisstr. 21
Eintritt frei | www.platform-muenchen.de

Zum Abschluss des dritten Kunstareal-Festes (24.-25. Juni) diskutieren – ausgehend von Elisabeth Hartungs Buch »Visionen gestalten« (München, 2017) – Vertreter aus Design, Kunst, Architektur und Wissenschaft über den öffentlichen Raum, über bürgerschaftliche Teilhabe und Partizipation. Zu Wort kommen u.a. Prof. Frenkler (TU München) und Prof. Maas (Bayerische Staatsgemäldesammlungen). Die zentrale Frage lautet: Welche Rolle spielt ein Kulturareal für das urbane Leben und für die demokratischen Prozesse in der Stadt?

Mo, 26.6.

**VORTRAG | HISTONAUTEN:
»ANGESENGTE SCHUHSOHLN:
LUDWIG I. ERKLIMMT DEN VESUV«**

Zentrum St. Bonifaz | 19.30 | Karlstr. 34
Tickets: Abendkasse | www.histonauten.de

1839 verschlang die bayerische Majestät Edward Bulwer-Lyttons Bestseller »Die letzten Tage von Pompeji«, eilte an den Ort der antiken Katastrophe und stieg zum Entsetzen seiner Entourage bis zum Vulkankrater hinauf. Wieder daheim, ließ der König in Aschaffenburg hoch über dem Main ein römisches Wohnhaus nachbauen – das »Pompejanum«, bis heute ein beliebtes Ausflugsziel. Klaus Reichold, Kulturhistoriker und Mitbegründer der Histonauten, erzählt von der neapolitanisch-antiken Ader des bayerischen Adels, die bis heute das bayerische Lebensgefühl mitprägt.

Di, 27.6.

**KABARETT | JOCHEN MALMSHEI-
MER: »DOGENSUPPE HERZOGIN -
EIN AUSTOPF MIT EINLAGE«**

Lustspielhaus | 20.00 | Einlass: 18.00
Occamstr. 8 | Tickets: www.lustspielhaus.de
auch am 28.6. und 29.6.

Nie war Kabarett so wichtig wie heute, findet Jochen Malmshemer. Kein Wunder, er lebt ja auch davon – und von der allgemeinen, bimssteinernen Generalverblödung. Gegürtet mit dem Schwert der Poesie, gewandt in die lange Unterhose tröstenden Mutterwitzen und unter Verzicht auf jegliche Pantomime, stellt er sich der cerebralen Fäulnis in den Weg. Denn wie schon Erasmo von Rotterdam wusste: Wer oft genug ans Hohle klopft, der schenkt der Leere ein Geräusch.

bis Fr, 30.6.

**AUSSTELLUNG | CHRISTOPH
OBERHUEMER: »UNERHÖRTE
SEHER, VERGEBLICHE WARNER:
KASSANDRA & LAOKOON«**

Museum für Abgüsse klassischer Bildwerke
Mo-Mi und Fr 10.00-18.00, Do 10.00-20.00
Katharina-von-Bora-Str. 10 | Eintritt frei
www.abgussmuseum.de

Die antiken Seher Cassandra und Laokoon lehnten sich beide gegen den Willen der Götter auf. Sie wollten Selbstbestimmung und Aufklärung. Doch das drohende Schicksal konnten sie nicht abwenden. Wann wird die Gabe des Sehens zum Fluch? Christoph Oberhuemer setzt sich in seinen Gemälden mit der persönlichen Tragödie der beiden Figuren und ihrer zeitlos-symbolischen Bedeutung auseinander. Im Dialog mit den Statuen öffnet die Ausstellung neue Deutungsmöglichkeiten und zeitlose Assoziationen. Wo und wer sind heute die Hinterfrager, die unersetzlichen warnenden Stimmen?

Mo, 3.7.

LESUNG | POETRY & PARADE

Seidlvilla | 20.00 | Nikolaiplatz 1a | Tickets:
Abendkasse

Einmal im Monat bitten die Bühnenliteraten Jaromir Konecny und Frank Klötgen Größen aus der Spoken-Word-Szene, Lyriker und Musiker auf die Slam- und Lesebühne. Diesmal performen Markus Berg, Improtheater- und Stegreif-Spezialist, die Slam-Poetin und Singer/Songwriterin Eva Niedermeier (diesjährige bayrische U20-Meisterin im PoetrySlam) sowie Nektarios Vlachopoulos (Mannheim), Slam-Poet, Humorist und ehemaliger Deutschlehrer.

Di, 4.7.

**LESUNG UND GESPRÄCH
NIKLAS FRANK: »DUNKLE SEELE,
FEIGES MAUL«**

Monacensia | 19.00 | Maria-Theresia-Str. 23
Tickets: Abendkasse
www.muenchner-stadtbibliothek.de/monacensia

Anhand zahlloser Akten erzählt der Journalist Niklas Frank empörende, aber auch absurde und bizarre Fälle voller Lug und Trug aus der Zeit der Entnazifizierung zwischen 1945 und 1951, in der sich Mitglieder und Nutznießer der NSDAP dreist ins demokratische Deutschland retteten. Niklas Frank gewährt erstaunliche Einblicke in den giftig-süßen Beginn der bundesdeutschen Demokratie.

Fr, 7.7. bis So, 9.7.

**MUSIK | ECHOLOT FESTIVAL
FÜR NEUE MUSIK**

Schloss Kempfenhausen | Milchberg 11,
82335 Berg | Tickets: Tourist Information, Tel. 08151
90600, www.sta5.de | www.echolotfestival.de

Das ECHOLOT Festival für Neue Musik geht in den jahrhundertalten Gemäuern und im Park von Schloss Kempfenhausen in Berg am Starnberger See auf Entdeckungsreise: Das Festival steht heuer unter dem Motto »Nähe«. Gemeint ist damit die regionale Einbindung ebenso wie die Unmittelbarkeit der Musik und der Verfremdungseffekt durch Videoarbeiten an den Schlosswänden. Ein Duo für Sopran (Irene Kurka) und Tisch mit dem Titel »Hey Kellner, bring mir einen Schweinebraten!« steht genauso auf dem Programm wie Bayerische Gstanzl inmitten atmosphärisch-elektronischer Klänge (»Die Kusimanten«) oder Barock-Arien von Monteverdi und Purcell, die sich mit Popmusik verbinden. Der finnisch-deutsche Jazz-Gitarrist Kalle Kalima und die deutsche Sopranistin Theresa Kronthaler hebeln in ihrem Projekt »Kronthaler« das allgemeine Verständnis von Alt und Neu auf zauberhafte Weise aus.